Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Nr. 48 | Marburg i. H., den 28. November | **1912**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh

Inhalt: Bist du, der da kommen soll? — Der Wanderer — Die kirchliche Bedeutung Konstantinopels im Mittelalter — Glossen zum Balkankriege. 2 — Vom Komitee „Konfessionslos" — Eine Frage an die Kirche zum Geburtenrückgang. 1 — Verschiedenes: Jesus (Rittelmeyer); Kleine Texte (Lietzmann); Das preußische Feuerbestattungsgesetz und seine Klippen (Hochstetter); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Bist du, der da kommen soll?

Matth. 11, 2

Johannes hört von den Taten Jesu und sendet seine Jünger zu ihm mit der Frage, ob er der verheißene Messias sei. Ist Johannes irre geworden an Jesus, weil sein Auftreten die Erwartung des Täufers nicht erfüllte, weil es Rettung war und nicht Gericht? oder haben vielmehr die Machttaten Jesu, mit denen er sich von der Wortwirksamkeit des Täufers unterschied, in ihm die Ahnung von Jesu messianischer Größe geweckt? Wir wissen es nicht mehr, es ist uns auch nicht wichtig, dies zu wissen. Wichtig aber ist uns, Jesu Antwort zu beherzigen.

Seine Antwort klingt fast wie ausweichend und abwehrend: Welchen Nutzen hätte es, wenn ich dir sagte: ich bin es? Sind nicht Manche aufgetreten und haben sich für den Christus erklärt! Der Name tut es nicht, die Werke tun es; an den Früchten sollt ihr mich erkennen. Und wenn Jesus nun seine Heilandswerke aufzählt: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt; so ist es wieder ganz unwichtig, ob wir alle diese Ausdrücke buchstäblich oder bildlich nehmen, ob wir sie alle für von Jesus gesprochen oder zum Teil von der bewundernden Gemeinde ihm zugeschrieben halten. Wichtig und entscheidend ist nur ein Doppeltes: es sind Taten erbarmender Heilandsliebe, auf die Jesus sich beruft, und ihre Krone ist diese, daß den Armen, den von der herrschenden Kirche Verstoßenen und Entrechteten, die frohe Botschaft der Erlösung verkündet wird.

„Bist du der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten?" — Das ist auch unsere Frage heute, es ist die rechte, die dringliche Adventsfrage. Auf diese Frage gibt es noch heute keine andere Antwort, als die Jesus dem Täufer gab. Ob er sich selber als den Messias oder den Sohn Gottes bezeichnet habe, darüber streiten unsere Schriftgelehrten und werden sie voraussichtlich noch lange streiten. Doch dieser Streit bekümmert uns nicht, unsere Gewißheit hängt nicht von dieser Anwort ab. „Gehet hin und saget Johannes wieder, was ihr sehet und höret." Unsere Gewißheit soll wie die des Johannes auf dem Beweis des Geistes und der Kraft beruhen. Aber nicht darauf, daß geschrieben steht, es habe einstmals Geist und Kraft gegeben; sondern darauf, daß wir selber Jesu Geist und Kraft erleben.

O ihr Prediger und Lehrer der Christenheit, o ihr Christen alle, die ihr in dieser heiligen Adventszeit Zeugnis geben wollt von Jesus als dem Heiland, betet und ringet, daß euch und uns ein Beweis von Geist und Kraft beschert werde: Taten der barmherzigen Liebe und Seelen erlösende Botschaft. Laßt es uns erfahren, daß wir keines Andern mehr zu warten haben!

H S

Der Wanderer

Jesus sprach vor erst ganz wenig Tagen,
Als ich mit so vielen Fragen
In den Wald herniederschritt —
Eben an der Lichtung Pforte —
Herzlich zu mir diese Worte:
„Lieber Bruder, nimm mich mit!"
Und wir gingen, Schritt in Schritt.
Winterlast beschwerte alle Aeste,
Hungrig flog der Schwarm der Waldesgäste.
Und er lächelte: „Die Kreatur
Aengstet sich auf ihrer Daseinsspur,
Und du auch bist dieser Aengste voll." —
Davon tief betroffen blieb ich stehn,
In sein helles Angesicht zu sehn:
‚Herr, ich weiß nicht, was ich sagen soll!' —
„Sieh, mein Bruder, als ich war wie du,
Sucht' auch ich aus schwerer Unrast Ruh.
In die Wüste trug ich, was mich grämte,
Bis ich mich, daß ich so schwach war, schämte.
Und ich ging zurück und wurde reiner.
Daß ich anders worden, wußte Keiner.
Doch ich sahe, was ich nie gesehn:
Sah in Angst die ganze Menschheit stehn.
Sah, daß ringsum keine Liebe war
In der schmerzumstellten Schar.
Und das sagt' ich ihnen.
Und, damit sie Liebe lernten kennen,
Ließ ich mich von Liebe fast verbrennen
Und vom Dienen.
Denn ich diente ihnen. —
Fange an, mein Bruder, mit dem Dienen,
Bis du liebst, die deine Hilfe brauchen.
In der Liebe Meer mußt du dich tauchen,
Bis du findest, wo die Perlen ruhn.
So wirst du dein Welterlösen tun,
Deins und meines. Unsers. Eins mit mir! — —
Wenn ich dir nun helfen wollte —
Ob dein Herz dann lernen sollte?"

Gustav Schüler

Die kirchliche Bedeutung Konstantinopels im Mittelalter

Als Konstantinopel am Morgen des 29. Mai 1453 von den Janitscharen erstürmt wurde, war es den Griechen, als ob der Himmel über ihnen zusammenbräche. Der Fall der Stadt bedeutete für sie nicht bloß das Ende einer jahrhundertelangen ruhmreichen Geschichte, den Untergang ihres Kaisertums und die Vernichtung ihrer selbständigen Nationalität; er stellte auch ihren christlichen Glauben auf eine schwere Probe. Eine Frage, die sie lange schon in der Stille geängstigt, fiel ihnen jetzt erst mit ganzer Wucht auf die Seele. Sie hatten den vorausgehenden Verlust fast des ganzen Reichs mit Ergebung tragen können: so lange Konstantinopel in ihren Händen war, schien noch nichts für immer verloren; es war Gott ein Leichtes, wenn es ihm gefiel, alles wieder rückgängig zu machen, und Konstantinopel galt ihnen wie ein Unterpfand, daß er es mit seinem Volke nicht zum Aeußersten kommen lassen werde. Die Einnahme der Stadt zerschmetterte diesen Glauben; aber damit wankte zugleich das ganze Christentum der Byzantiner. War es nicht jetzt endgiltig dargetan, daß der arabische Lügenprophet stärker war, als Christus und die Schar seiner Heiligen? Oder mußte man — wogegen das Gefühl sich nicht weniger aufbäumte — nun den Lateinern Recht geben, wenn sie das wahre Christentum zu haben behaupteten? Wie sollte das Christentum im Osten, ja das Christentum überhaupt, weiterexistieren ohne die „gottbehütete Stadt", „die Stadt aller Städte Haupt", ohne die Hagia Sophia „den Himmel auf Erden", ohne das lebenspendende Holz und die Fülle der andern wunderkräftigen Reliquien? — Das orientalische Christentum hat den Stoß ausgehalten; es hat gezeigt, daß es auch ohne Konstantinopel existieren kann; die Jahrhunderte, die seitdem vergangen sind, haben den Charakter der Stadt verändert, — und doch haftet an ihr noch etwas von dem alten Schimmer; immer noch heißt eine unbestimmte religiöse Sehnsucht die verschiedenen Völker des Ostens nach dem Besitz der Stadt streben.

Was suchen sie dort für ihren Glauben, was klingt bei den orientalischen Christen wieder, wenn sie den Namen Konstantinopel hören?

Konstantinopel ist die jüngste unter den großen Städten gewesen, die für die Geschichte des Christentums Bedeutung gewannen. Ihre ersten Anfänge können sich mit denen anderer kirchlicher Vororte nicht messen. Ihre christliche Vergangenheit reichte nicht hinauf in die apostolische Zeit: Paulus hat nicht von Ferne daran gedacht, in Byzanz eine Gemeinde zu gründen. In der Heldenzeit des Christentums hat sie keine Rolle gespielt; sie konnte sich keines Märtyrers rühmen. Erst die Erhebung des Orts zur Kaiserstadt ist der Ausgangspunkt für eine hervorragende kirchliche Stellung der Stadt geworden.

Es ist der neugeschaffenen Zentrale nicht leicht geworden, das nachzuholen, was andere Großstädte in den drei Jahrhunderten, um die sie zu spät kam, erworben hatten. Wohl hat der Osten bereitwillig, im Jahre 381 schon, dem Bischof von Neurom den Rang unmittelbar hinter dem von Alt-Rom zuerkannt. Aber damit war ihm nicht mehr als ein Titel verliehen. Es fehlte noch die Hauptsache, die große Diözese, und diese zu gewinnen, hielt schwer. Die Welt war schon fast vergeben. Nach dem Westen war für den Patriarchen der Weg durch den römischen Bischof versperrt, der seine Vorposten bis Thessalonich vorgeschoben hatte. Im Osten hatten nicht bloß Alexandrien und Antiochien ihren großen sicheren Besitz, auch in dem einzigen großen Gebiet, das noch übrig war, in Kleinasien, gab es Städte von alten wohlerworbenen Vorrechten. Dennoch blieb dem Patriarchen von Konstantinopel keine andere Wahl, als hier einzudringen. Der Widerstand war nicht gering; selbst eine Stadt wie Kyzikos wollte sich nicht von Konstantinopel aus den Bischof setzen lassen und ein Chrysostomus ist mit über diesen Kämpfen zu Fall gekommen. Aber die zähe Politik des hauptstädtischen Bischofs siegte. Das Konzil von Chalkedon (451) bestätigte dem konstantinopolitanischen Patriarchen den Besitz von Pontus, Asien und Thrake. Damit erst stand er den Bischöfen von Alexandrien und Antiochien, denen er im Ehrenrang vorging, an wirklicher Macht gleich. — Höher hinauf hat es der Bischof von Konstantinopel kirchenrechtlich nie gebracht: er ist im Osten primus inter pares; er gesteht in der Gesamtkirche dem Kollegen in Rom den Vortritt zu, obwohl er sich auf eine Stufe mit ihm stellt. Es war nur ein aus politischem Ehrgeiz stammender Wunsch, keine in der Kirche durchzusetzende Anschauung, wenn in der Zeit wachsenden Lateinerhasses die Byzantiner ihren Bischof an die erste Stelle in der Christenheit rücken wollten.

Kanones geben wohl Rang und Machtbefugnisse, aber sie ersetzen das Ansehen nicht, das nur aus geistigem Besitz und geistigen Leistungen entspringt. Und in dieser Hinsicht stand Konstantinopel noch um die Mitte des fünften Jahrhunderts gegen die andern altberühmten Kirchen weit zurück. Aber dasselbe Konzil, das definitiv über den Rang Konstantinopels entschied, das Konzil von Chalkedon, bezeichnet zugleich den Wendepunkt, dem bedeutsame innere und äußere Wandlungen im Leben der östlichen Kirche folgten. Alexandrien und Antiochien sanken, zerrüttet durch dogmatischen und nationalen Streit, und als vollends die Invasion des Islam sich über den Osten ergoß, da blieb auf dem Boden des Reichs nur noch das eine Patriarchat, Konstantinopel. Dorthin warf sich jetzt die ganze Kraft der Kirche des Ostens: die Flut, die die andern Patriarchate verwüstete, hat Konstantinopel emporgetragen.

In der veränderten Situation kamen Vorzüge erst recht zur Geltung, die Konstantinopel von Anfang an gehabt hatte. War es zunächst ein Hindernis für das Emporkommen der Stadt gewesen, daß sie erst in der zweiten Aera des Christentums aufblühte, so erwies sich dies in anderer Hinsicht als ein Vorteil. Die Stadt hatte kaum nötig, erst eine heidnische Vergangenheit abzustreifen; die Kirche mußte sich in ihr nicht mühsam ihre Stelle suchen. Das Christentum zog gleich bei der Neugründung mit ein und wählte sich den gebührenden Platz. Mehr als irgend eine Großstadt des Altertums trug daher Konstantinopel das Gepräge einer christlichen Stadt. Während in Rom die Hauptkirchen außerhalb der Tore lagen, standen sie hier weithin sichtbar auf den beherrschenden Hügeln der Stadt, und auch in den Straßen und Gassen machte das Christentum sich breit. Ueber 400 Kirchen und Kapellen konnte man im Laufe der Zeit in Konstantinopel zählen; mehr als 60 davon entfielen auf die Gottesmutter, die Konstantinopel, darin zugleich sein eigenes Selbstbewußtsein ausdrückend, sich zur besonderen Schutzheiligen erwählt hatte. Auch der Bau seiner Hauptkirchen zeichnete Konstantinopel, namentlich seit Justinians epochemachendem Werk, vor den übrigen Städten aus. Der hier zuerst im großen Stil angewendete majestätische Kuppelbau war die dem byzantinischen Gottesdienst angemessenste Form. Der griechische Kultus wirkt fast Mitleid erregend, wenn er in kleinem Raum, unter ärmlichen Verhältnissen gefeiert wird. Aber wenn in den gewaltigen Dimensionen des Gotteshauses der Mensch seine Kleinheit fühlt, während zugleich spielendes Licht und bunte Farbe den Sinn berückt, dann kann er seine ganze Macht entfalten. Wenn die Lichter funkelten, so erschien die hohe Kuppel wie ein Abbild des Himmelsgewölbes, die Mosaikfiguren traten lebensvoll aus den Wänden heraus; dem Gläubigen däuchte es, als ob eine überirdische Gemeinde während der heiligen Handlung auf ihn niederblickte, und er empfand den Schauer vor dem gegenwärtigen Gott.

Aber Konstantinopel besaß in seinen Kirchen noch etwas Kostbareres als den Glanz seiner Gottesdienste. Es ist für den kirchlichen Charakter der Stadt, wie für die populäre Frömmigkeit, die sich hier herausbildete, bestimmend geworden, daß die Gründung Konstantinopels mit der Epoche zusammenfiel, in der innerhalb des Christentums die Wallfahrten und die Auffindungen der Reliquien begannen. Konstantinopel hat daraus den reichsten Gewinn gezogen. Ununterbrochen strömten bis ins zwölfte Jahrhundert die Reliquien dorthin: gefundene, mit List erworbene, vor den Barbaren geflüchtete heilige Gegenstände aller Art. Wunderdinge gab es in der Zeit des Mittelalters hier zu schauen. Man besaß nicht bloß die Säule, an der Christus gegeißelt wurde, die Geißel, den Purpurmantel, das Rohr, die Kreuzesnägel, die heilige Lanze, die zwölf Körbe

von der Speisung, den Brunnenrand, auf dem Jesus beim Gespräch mit der Samariterin gesessen, den Gürtel und das Schultertuch der Maria samt den Ueberresten einer Reihe von neutestamentlichen Personen; selbst aus dem Alten Testament wußte man merkwürdig viel zu zeigen: den Tisch, an dem Abraham mit der Trinität gegessen, den Stab Mosis, das Horn, mit dem Samuel die Könige gesalbt, die Leiber Samuels, Habakuks, Michas und noch vieles Andere. Dazu kamen noch heilige Bilder ersten Ranges, von Lukas gemalte und nicht mit Händen gemachte. Keine Stadt der Welt konnte sich eines solchen strotzenden Reichtums rühmen. Den Fremden erschien Konstantinopel wie ein großer Reliquienschrein, wie ein Festsaal, der die ganze heilige Geschichte in ehrwürdigen Denkmalen dem Auge vorführte.

Für den Griechen war das kein bloßer Prunk, kein totes Besitztum. Seine geschulte Phantasie vergegenwärtigte sich bei den heiligen Ueberresten die Persönlichkeiten; er redete mit den Bildern, wie die Bilder zu ihm sprachen; er wurde durch den Umgang mit diesen Dingen heimisch in einer transszendenten Welt, die in Machttaten des Gerichts und der Hilfe ihm unaufhörlich ihr Dasein bezeugte. Der Glaube, der auf den Besitz der kostbarsten Reliquien sich stützte, ist in Konstantinopel eine Macht geworden nicht bloß im privaten, sondern auch im öffentlichen Leben. Sie bemißt sich am besten an dem, was sie verhinderte: eine lodernde Kreuzzugsbegeisterung, wie sie das Abendland erfaßte, konnte hier nicht aufkommen: man besaß an Konstantinopel einen Ersatz für das verlorene heilige Land. Aber anderseits hat sich auch viel seltener, als man nach der wild bewegten Geschichte erwarten sollte, jene verzweifelte Stimmung des Volkes bemächtigt, die sich auf christlichem Boden in eschatologischen Erwartungen äußert: auch wenn die Bedrängnis aufs Höchste stieg, das Volk vertraute seinen Heiligen, die schließlich doch die Stadt erretteten.

Ohne Frage hat die Häufung der auf die Phantasie berechneten Mittel in Konstantinopel auch Uebersättigung und Abstumpfung herbeigeführt, wie sie auf der andern Seite die religiöse Neugier steigerte und den Sinn für die sittliche Selbstzucht schwächte. Aber in zwei Mächten, die zu Beginn des Mittelalters in Konstantinopel auftreten, fand sich ein gewisses Gegengewicht.

So ungünstig der Boden einer Weltstadt für die Entwicklung des Mönchtums ist, allmählich hat sich der Fremdling aus der Wüste doch in sie hineingewagt; mit der Reform des Klosters Studion durch Theodoros beginnt die große Epoche des konstantinopolitanischen Mönchtums. Es zeugt von dem tiefen Ernst des orientalischen Mönchtums, daß es auch in der Hauptstadt sich nicht verlor; die edelste Mystik der griechischen Kirche ist in Konstantinopel erblüht, und man konnte es wagen, die Zucht seiner Klöster Andern als vorbildlich hinzustellen. Von Studion, der strengen Hüterin des Glaubens und der Sitte der Väter, vom Mamaskloster, vom Pantokratorkloster, um nur die wichtigsten zu nennen, ist ein gewaltiger Einfluß ausgegangen; für uns sympathischer da, wo er in der Stille wirkt, als wo Schismen in der Kirche die Folge sind. Und es war keineswegs bloß das niedere Volk, das auf die Mönche hörte; der Kaiser und die Aristokratie sind fast eifriger in der Verehrung der Mönche als die kleinen Leute. In der Stadt, die Natur und Kunst mit allem Reiz des Schönen geschmückt, der ein Welthandel alltäglich von allen Enden erlesene Genüsse zuführte, empfanden doch alle die Größe einer Gesinnung, die die Lust verachtet und nach innen sich kehrt.

Sobald das Reich den ersten furchtbaren Ansturm der Araber überstanden hatte, regte sich aber auch der wissenschaftliche Trieb bei den Griechen wieder mächtig und Konstantinopel wird jetzt, was früher Alexandria gewesen war. Es ist nicht zufällig, daß das Wiedererwachen der Wissenschaft sich zeitlich etwa an den Bilderstreit anschließt. Der Bilderstreit hatte in seiner zweiten Phase auf philosophische Fragen hingeführt und nachdem das Dogma gesichert war, hat man in vielen Dingen wieder freier denken lernen denn zuvor. Es kennzeichnet die Lage, daß einer, der als Erzbischof im Bilderstreit abgesetzt wurde, nachher als Philosoph an der Bardasuniversität unterkam und als großer Gelehrter in hohem Ansehen starb. Und handelte es sich gleich in der Hauptsache nur um Wiederbelebung dessen, was frühere Zeiten produziert hatten, so war es doch ein reiches Erbe, von dem die Griechen zu zehren hatten.

Volksfrömmigkeit, Mönchtum und theologische Wissenschaft vertrugen sich nicht immer leicht unter einander. Reibungen zwischen ihnen ziehen sich durch das ganze Mittelalter hindurch: Philosophen werden auf Meinungen betroffen, die mit der Bilderverehrung nicht im Einklang stehen; Theologen, die es mit dem Dogma recht genau nehmen wollen, entpuppen sich als Erneuerer längst verdammter Häresien; das kühne Streben des Mönchtums, sich unmittelbar mit der Gottheit zu einen, setzt sich immer der Anklage aus, daß sie Dogma und Kirche damit stürzten. Aber so stark manchmal die Spannung wurde, keines der auseinanderstrebenden Elemente hat das andere auszustoßen vermocht; ja das Resultat in der allgemeinen Stimmung war doch, daß das, was im Grunde sich floh, wie etwas Zusammengehöriges empfunden wurde. Man wollte die Wissenschaft nicht entbehren, die den Sinn der Frömmigkeit zeigte; man wollte den Mönch nicht missen, dessen praktische Erfahrungen den Glauben an die transszendente Welt stets neu belebten, wie andrerseits Mönche und Theologen von ihrer sauren Arbeit gerne ausruhten in einer naiven Gläubigkeit. Die Griechen hatten dabei nicht das Gefühl, Unvereinbares gedankenlos zu verbinden. Man wußte genau den Punkt, in dem sich die verschiedenen Bestrebungen trafen. Denn so überladen und bunt zusammengesetzt uns die griechische Frömmigkeit erscheint, so ist doch Alles in ihr auf Einen Gedanken bezogen. Die Menschwerdung des Gottessohnes war das Zentrum, um das sich alles drehte, und die Paradoxie dieser Tatsache war der Nerv der Frömmigkeit. Staunen und Freude sind dem Griechen die ersten religiösen Empfindungen; er mag sie sich ewig im Rhythmus wiederholen, ohne daß das Gefühl sich abschwächte. Wenn aber die Grundtatsache paradox ist, ist es dann nicht selbstverständlich, daß das Dogma mit den Mitteln des Verstandes sich nicht ausrechnen läßt? Hat wirklich damals der Himmel die Erde berührt, was Wunder, daß jetzt allenthalben im Irdischen sich übernatürliche Kräfte regen und daß Gott seinen Freunden Dinge zu schauen gibt, von denen die Schulweisheit sich nichts träumen läßt? Der Gegensatz der verschiedenen Bestrebungen in der Kirche diente schließlich nur dazu, das Selbstgefühl des Byzantiners zu steigern: er war stolz, einer Kirche anzugehören, die in allem fertig und doch zugleich voller Leben ist; er war sich bewußt, daß Orthodoxie eine hohe Kunst ist, und er konnte sich doch darüber freuen, daß die tiefsten Geheimnisse der Gottheit den Einfältigen geoffenbart wurden.

Aber so bestimmt die Kirche in Konstantinopel ihre Eigenart ausprägte und so tief sie sich im Volke einlebte, so hat sie doch nicht den Ehrgeiz gehabt, ihre Macht straff zusammenzufassen und sie der des Staats prinzipiell entgegenzusetzen. Auf engem Raume sind in Konstantinopel die christliche Idee des Reiches Gottes und die antike Idee des Römerreichs zusammengestoßen; sie mußten zu einander in Beziehung treten; aber das Resultat der Auseinandersetzung war ein durchaus anderes, als im Abendland. Es lag nicht bloß an den realen Machtverhältnissen, wenn hier der Staat die Oberhand über die Kirche behielt: der letzte Grund war ein starkes Gefühl dafür, wie viel die Kirche dem Staate verdankte. Hier in Konstantins Stadt konnte man es nicht vergessen, was der erste christliche Kaiser für das Christentum bedeutet hatte. Die orientalische Kirche hat das in der bestimmtesten Weise zum Ausdruck gebracht, indem sie Konstantin mit den Titeln des „Apostelgleichen“, des „dreizehnten unter den Aposteln“, des „Apostels unter den Kaisern“ schmückte. Seit ihm galt auch der Gegensatz zwischen Kirche und Römerreich als aufgehoben: das Reich ist nun christlich und auf das Reich gehen jetzt Prädikate über, die bisher die Kirche sich beigelegt hatte. Die Angehörigen des Reichs sind das Gottesvolk, das auserwählte Volk, und auch die Form des römischen Reichs — denn es war tötliche Beleidigung von einem griechischen Kaiser und einem griechischen Reich zu sprechen — wird wie ein Stück der göttlichen Weltordnung betrachtet. Reichsidee und Kaiseridee sind damit religiös verklärt. In dem höchsten politischen Ideal, das man aufstellte, floß Geistliches

und Weltliches ineinander: das Römerreich ausgedehnt über alle Barbaren, an der Spitze der Kaiser, der aus dem Chaos der menschlichen Gesellschaft den kosmos der Reichsordnung schafft, der irdische basileus in seinem Walten ein Abbild des himmlischen.

Diese religiöse Auffassung von Reich und Kaisertum war keine bloße Verbrämung. Sie wirkt überall mit und sie hält Stand auch den schlimmsten Eindrücken der Wirklichkeit gegenüber. „Gott setzt seinem Volk den Herrscher" — der Glaube wurde nicht erschüttert, wenn die Tatsachen auch noch so stark widersprachen. Mochte einer auch durch Blut und Greuel zum Throne gestiegen sein — jede gelungene Usurpation ward hingenommen wie ein Gottesurteil: der Sieger war der Erwählte Gottes, der Gesalbte des Herrn — eo ipso, auch ohne die Krönung.

War aber die weltliche Gewalt in diese religiöse Beleuchtung gerückt, dann war hier kein reiner Gegensatz zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt; dann war es auch nicht möglich, grundsätzlich zu sagen, wo das Recht des Herrschers aufhörte und das eigenste Gebiet der Kirche begann. Es griff bis ins Seelsorgerliche hinüber, wenn es zu den Pflichten des Herrschers gehörte, bei Beginn der Fastenzeit das Volk zu ermahnen; man sah es auch gerne, wenn er sich auf Dogmatik verstand und auf den Synoden disputieren konnte — nur die unterliegende Partei schrie regelmäßig nach mehr Freiheit der Synoden; man stieß sich kaum an den Patriarchenabsetzungen: das schien so zur Sache zu gehören: — als Barbarossa Päpste absetzte, spottete man in Konstantinopel, der abendländische rex wolle sich das Air eines basileus geben. — Aber, wenn es auch keine deutliche Grenze gab, — die Klugheit wies den Kaiser der Kirche gegenüber auf die Politik des quieta non movere und widerriet ihm, in die Verwaltung der Kirche im Einzelnen dreinzureden. Nur ein einziger Kaiser hat eine großgedachte Kirchenpolitik unternommen; doch schon sein Nachfolger hat das Wenige, was erreicht war, wieder preisgeben müssen.

Aber die Reibungen, die hier unvermeidlich waren, dürfen doch nicht darüber täuschen, daß die Grundempfindung nicht die des Gegensatzes, sondern die der Harmonie war. Nicht erst die toten Kaiser und Patriarchen waren mit einander in der Apostelkirche vereinigt; auch die lebenden waren verbunden. Der Kaiser war sich seiner Pflicht bewußt, der Beschützer des orthodoxen Glaubens zu sein, und die Kirche fühlte sich verpflichtet, den Staat mit allen Mitteln zu unterstützen. So innig wie nur möglich haben sich deswegen die beiderseitigen Institutionen durchdrungen. Wie die großen Feste der Christenheit öffentliche Feste sind, bei denen auch der Kaiser in genau geregelter Weise sich beteiligt, so gibt es auch keinen politischen Akt, kein gemeinsames Erlebnis des Volkes, bei dem man nicht der Gottheit gedacht hätte. Am stärksten tritt in Kriegszeiten die innere Einheit hervor: der Krieg ist ein heiliger Krieg; der Kaiser betet im Gotteshaus, bevor er auszieht — auch ein Bardas hat das nicht unterlassen — und die kostbarsten Reliquien nimmt er als beste Waffe mit ins Feld. Nach alttestamentlichem Brauche frägt man die Gottheit um Rat bei schwierigen strategischen Entscheidungen, und ist der Sieg errungen, so läßt man Gott und den Heiligen die Ehre. Die gewaltigsten Kriegshelden unter den byzantinischen Kaisern haben bei der siegreichen Heimkehr nicht selbst den Triumphwagen bestiegen, sondern ein Heiligenbild darauf fahren lassen. Wie willig die Kirche dabei den Staat unterstützte, das spürt man daran, daß unter diesem Einfluß die Religiosität selbst eine gewisse Abwandlung erlitt. Unter den Heiligen treten die Kriegsheiligen, Michael und die beiden Theodore, stärker hervor; andere, wie der heilige Demetrios und die Gottesmutter gewinnen ein strengeres Antlitz, — ein männlicher Zug kommt in die sonst durchaus weiblich geartete Frömmigkeit.

Die Stadt, die das weltgebietende Kaisertum und die glänzendste Kirche in ihren Mauern beherbergte, nahm in der mittelalterlichen Welt eine einzigartige Stellung ein. Sie war nicht bloß ein Wunderding; der Name weckte etwas wie heilige Scheu. Im Reiche galt von selbst, was von dieser Kirche ausging; die wichtigsten Festsetzungen im Heiligenkalender, Liturgie, Zahl der Mysterien, Fastenzeiten, heiligen Liedern haben sich vollkommen geräuschlos von dort aus in der griechischen Kirche verbreitet. Aber nicht minder stark empfanden die außerhalb des Reiches Stehenden ihren Zauber. Nur mit wenigen Worten sei die Einflußsphäre angedeutet. Propaganda im eigentlichen Sinn hat die griechische Kirche nicht gemacht; sie war zu vornehm dazu; sie ließ den Staat vorangehen oder wartete, bis man zu ihr kam. Aber gerade dieser vielberufene Stolz erwies sich den Barbaren gegenüber als die richtige Taktik. Er bewahrte sie selbst vor dem Schicksal, von den zuströmenden Barbaren assimiliert zu werden, und erhöhte ihre Anziehungskraft bei den rohen Völkern. Bulgaren, Serben und Russen haben der Reihe nach sich dem faszinierenden Einfluß von Byzanz ergeben; auf die Höhe von Byzanz zu kommen, war in kirchlichen, wie in politischen Dingen ihr höchster Ehrgeiz; sobald ihre Macht stieg, war ihr Erstes, einen Zaren und einen Patriarchen sich zu beschaffen. In den weichen Stoff, den diese slavischen Völker darstellten, hat die byzantinische Kirche ihre Züge tief eingraben können. Nicht nur alle ihre Institutionen, auch jene Verbindung von Volk, Staat und Kirche, die Verschmelzung von Patriotismus und Religion, selbst ihre ganze Art, sich zu geben, ging auf jene Völker über. Bald lernten diese mit demselben Stolz von ihrer unveränderlichen Kirche reden, wie das alte Byzanz — uns ist es dabei, als ob wir Kinder im Tonfall ihrer Großväter sprechen hörten. Aber wie viel das war, was Konstantinopel ihnen gab, das sieht man heute noch an der Mühe, die es diesen Völkern bereitet, das Ererbte sich geistig anzueignen.

Es springt weniger unmittelbar in die Augen, was die abendländische Kirche von Konstantinopel überkam. Der Eindruck ist für uns noch dadurch geschwächt, daß die Schismen zwischen beiden Kirchen viel ausführlicher behandelt werden als die positiven Beziehungen; auch dadurch, daß die orientalischen Ideen auf abendländischem Boden eine ganz neue Form und neue Gewalt erhielten. Aber hält man sich nur im Großen vor, daß die abendländische Idee des Kaisertums, die Sitte der Kaiserkrönung durch den höchsten Bischof, von Konstantinopel herüberkam; nimmt man die Beeinflussung der populären Frömmigkeit durch die Vermehrung des Heiligenverzeichnisses und der Reliquienverehrung hinzu; erinnert man sich, daß das Schlagwort des apostolischen Lebens, das die abendländische Kirche bis in die Reformationszeit in Aufregung erhielt, von orientalischen Häretikern eingeschleppt wurde; bedenkt man, welch starke Anregungen die Renaissance von dorther empfing: überschaut man dies alles, so wird man gewahr, daß die Geschichte der mittelalterlich-abendländischen Kirche ohne Byzanz gar nicht zu denken ist.

Und doch, so groß die Bedeutung Konstantinopels war, — was von dort ausging, war kein Erzeugnis frischer Kraft, kein Werk für die Ewigkeit. Sein Glanz erbleichte, als der Westen aus dem Kindesalter heraustrat. Und auch im Osten war seine Stellung unterwühlt, längst bevor die Türken die Stadt eroberten. Auch die Kirche trägt mit Schuld an der inneren Auflösung. Jene enge Verbindung von Staat und Kirche, in vieler Hinsicht segensreich, wird mit der Zeit ein Unglück für beide. Die Religion in alles hineingezogen wird gemein: es berührt uns unsäglich peinlich, wenn wir im Hippodrom heilige Namen hören. Die vielgebrauchten furchtbaren Eide büßen ihre Kraft ein. Dem Egoismus, der nur daran denkt, für sich selbst noch ein gutes Stück aus den Ruinen zu erbeuten, vermag eine mit raschen Gefühlseindrücken operierende Religiosität nicht wirksam zu steuern. Die Nachbarvölker, trotz ihres Christentums stets als Barbaren verachtet, fühlen keine Verpflichtung zu selbstloser Hilfe gegenüber dem bedrohten Reich. Auch in der letzten Not vermochte der gemeinsame christliche Glaube die Völker der Balkanhalbinsel gegenüber dem Islam nicht zu einen. So erscheint der Fall der Stadt wie ein Gericht.

Konstantinopel ist gefallen, und man kann sich nicht denken, daß es im alten kirchlichen Glanze je wieder erstünde. Man mag davon träumen, daß es einst wieder ein hervorragender

kirchlicher Mittelpunkt für die Völker des Ostens würde; aber was ihm ehemals eine Weltstellung gab, das ist mit der Eroberung zu Grunde gegangen. Karl Holl

---

Glossen zum Balkankriege

2

Ehrfurcht vor dem Kriege! Gewiß. Vor dem Kriege als Katastrophe. Vor dem Kriege als Gerichtsvollstrecker, als Liquidator. Man schilt zuweilen über unsre herkömmlichen „Weltgeschichten", und sofern sie nur Kriegsgeschichten sind, mit Recht. Aber große Epochen: Blitze, die dunkles, dumpfes, schwer zu entwirrendes Ringen der Völker in Friedensformen grell beleuchten, Donner, unter denen morsches Wesen zusammenbricht, um neuem an die Oberfläche drängenden Leben Platz zu machen, das bleiben die Kriege doch. Nicht alle. Aber die großen Kriege der Vergangenheit, die von den Völkern ausgekämpft wurden, und nicht von den Kabinetten.

Auch der Balkankrieg hat uns rasch zur Ehrfurcht gezwungen. Durch die klare, deutliche Sprache, die er zu uns redete. Man hatte gerade uns Deutschen so ganz Anderes gesagt. Mit einem Mal dieser tiefe Fall der Türkei: da half kein Deuteln. Und dies starke Emporschnellen der Balkanvölker, insbesondre der Bulgaren. Gar so tief ist uns ja wohl das Zutrauen zu den Türken, zu dem uns unsre Türkenfreunde erziehen wollten, noch nicht gegangen. Aber um so tiefer ging nur zu vielen Deutschen in Oestreich und im Reich die unsägliche Slavenverachtung. Da werden wir gründlich umlernen müssen; es ist hohe Zeit.

Aber Ehrfurcht! sagte ich. Nicht Neugier aus sicherem Winkel heraus. Oder gar Lust an der unüberbietbaren Sensation. Nein Ehrfurcht vor der Katastrophe, wie man Ehrfurcht hat vor dem Erdbeben von Lissabon oder von Messina. Der Glaube vernimmt auch heute noch aus dem Donner der Geschütze Gottes Stimme, und was sich ihm dabei als furchtbares Rätsel auf die Seele legt, verlangt keine andre Theodicee als die Naturkatastrophen auch.

Dennoch, sind nicht hier die Menschen dazwischen? Verantwortliche Menschen, wenn der Krieg ausbricht. Mordende Menschen, wenn er geführt wird. Verzweifelnde Menschen in unfaßbarem Jammer aller Art, wenn und wo immer die Zeche bezahlt werden muß. Diesmal hat das halbbarbarische Gelände, in dem der Kampf tobt, und der Wille der Verantwortlichen wie eine Mauer aufgerichtet zwischen uns und zwischen dem, was dort vorgeht. Die Zeitungen, die sonst alles wissen, versagten. Man ahnt nur furchtbare Greuel hinter der Mauer, und schon dringt eine Gewißheit durch die Ritzen, daß die Wirklichkeit noch viel entsetzlicher ist. Ein Menschenmorden, dessen Folgen zu lindern Arzt und Schwester viel zu schwach sind; Hunger und Pest gierig mit dem Tode im Bunde. Die apokalyptischen Reiter. Und während wir eben mit unsrer erbarmenden Phantasie noch bei den Soldaten verweilen, hören wir schon den Schrei auch der Kinder und Frauen und Schwachen und Greise, die in panischem Schrecken ihre Heimat geflohen haben und, zum guten Teil, auf dieser Erde keine neue finden werden.

Wie mitleidig sind wir, wie erschüttert, wenn der Etna Hütten und Paläste umstürzt, ihre Bewohner unter den Trümmern begräbt. Wie gleichgültig, wenn in unvergleichlich größerem Maßstabe ein solcher Krieg Ungezählte qualvoll zu Tode martert, wochenlang, monatelang!

Ehrfurcht vor dem Kriege! Gewiß, wie vor allem, was man nicht ändern kann. Wo man seiner Ohnmacht sich bewußt und ganz klein wird.

Aber Ehrfurcht doch erst recht vor dem Ideal, vor dem Pflichtgebot: daß solch ein Kriegführen nicht sein soll. Manche wollen im Kriege nur das Gottesurteil sehn, wollen nur für die entfaltete Kraft und Zukunft der Sieger ein Auge haben: ja dürfen wir denn die entsetzliche Barbarei dieses Zusammenstoßes auch nur einen Augenblick übersehen oder vergessen! Das Kaliber der Kanonen prägt doch solchem Kriege noch keinen modernen Charakter auf: es ist nicht unsre Waffe, mit der die Völker dort sich messen. Dieser Krieg findet nur augenscheinlich im Jahr 1912 statt, in Wirklichkeit auf dem Boden viel früherer Zeiten, sagen wir: unsers dreißigjährigen Krieges.

Und so soll man uns wenigstens mit dem Vorbildlichen dieser Völkerzwiesprache verschonen. Mochten Bulgaren und Türken nicht anders können: uns Völkern einer höheren Kultur gebührt eine andre Weise uns auseinanderzusetzen und zu finden. Zu dieser Erkenntnis wird helfen, wenn wir nicht mit leichtfertigem Erstaunen das unerwartete Ereignis an uns vorübergleiten lassen, sondern entschlossen in sein furchtbares Geheimnis eindringen, soweit es sich uns noch auftun wird. R

Vom Komitee „Konfessionslos"

Im Unterschied von vielfachen vereinzelten Vorstößen gegen die Kirche beobachten wir heute den interessanten Versuch, über ganz Deutschland einen organisierten Massenaustritt aus den Landeskirchen herbeizuführen. Im Mittelpunkt dieses Unternehmens steht das Komitee „Konfessionslos". Aus den „Mitteilungen" des Komitees wie aus seinem bisherigen öffentlichen Hervortreten läßt sich ein scharf umrissenes Bild seiner Bestrebungen gewinnen. Die in Betracht kommenden Quellen werden im Folgenden, auch wo nicht ausdrücklich Anführungszeichen angewandt werden, vielfach wörtlich zitiert.

1

„Der Demokrat, Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur", seit 1. September 1911 umgenannt: „Der Weg, freiheitliche Zeitschrift für Politik und Kultur", Herausgeber Dr. med. Georg Zepler-Charlottenburg, enthält vom 21. Februar 1911 an regelmäßig die „Mitteilungen des Komitees Konfessionslos, erstattet vom Schriftführer Otto Lehmann-Rußbüldt Schmargendorf-Berlin". Das Komitee hat sich am 8. Februar 1911 konstituiert. Die Ziele des Komitees „Konfessionslos" wurden bei der Gründung dahin bestimmt: es beabsichtigt, Maßnahmen zu treffen, wodurch die volle Gleichberechtigung aller Organisationen zur Anerkennung gelangt, die eine andere als die christliche oder mosaische Religion zur Grundlage ihrer Weltanschauung haben. Es bezweckt, die mit der Kirche Zerfallenen zusammenzuschließen, um ihnen die volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung zu erzwingen. Das Komitee Konfessionslos will keine neue Weltanschauung propagieren, sondern nur den bereits bestehenden Weltanschauungsgruppen, die auf dem Boden moderner Anschauungen stehen, Licht und Luft verschaffen. Seit Juli 1912 hat die kurze Charakteristik des Komitees, die jeder „Mitteilung" vorangestellt zu werden pflegt, eine Fassung erhalten, in der nicht mehr von „Zusammenschluß" in der bisherigen Weise die Rede ist; der Eingangs- und Schlußsatz der Stelle lautet jetzt:

> Das Komitee „Konfessionslos" will den 200000 [Novembernummer 220000] Dissidenten und Konfessionslosen Deutschlands die volle Geltung ihrer bürgerlichen Rechte erkämpfen helfen. Wer mit dem Dogma der Kirche verfallen ist, ihr aber noch äußerlich angehört, wende sich an das Komitee.

Auf die Frage nach den Beweggründen der Aufforderung zum Kirchenaustritt gibt das Komitee die Antwort, es geschehe aus Kulturpolitik. Das Wort „Kultur" hat den Vorzug, daß bei seinem Klange jeder Finsterling ein Unbehagen verspürt und einen Feind wittert. Kultur ist bei aller scheinbaren Undeutlichkeit immerhin der bestimmteste Ausdruck, um alles das zu bezeichnen, was zuletzt ein Menschenideal und ein Menschheitsideal werden muß: Lebensfreude, Güte, Würde. „Keinen grimmigeren Feind hat die Kultur als die Dummheit der Menschen." Einem blinden Maulwurf in seinen Erdgängen ist ein fetter Engerling mehr wert als alle Sonnen des Weltalls zusammen. „Und so interessieren sich auch die Priester gar nicht für die Kultur, sie interessieren sich nur für ihre Kirchen, die eben die stärksten Hofburgen des größten Feindes aller Menschen sind." Die Kirche lebt wie jeder Verein vom Gelde und nur durch die Entziehung der Steuern kann sie end-

lich ausgeschaltet werden, da sie innerlich schon längst tot ist. Die preußische Regierung ist der Meinung, daß nur bestimmte Religionen gut und ihre Anhänger tadellose Menschen sind, während sie andere Religionen oder Weltanschauungsformen für schlecht und böse hält und ihre Anhänger als Menschen ansieht, die leichter als die Gläubigen silberne Löffel stehlen, weil sie z. B. nicht glauben wollen, daß Jesus auf einer Hochzeit Wasser in Wein verwandelt habe:

> Unser Kampf gilt der Organisation der Landeskirche . . . Niederreißen wollen wir das alte Gebäude; außen ist es plump, vergoldet und verziert, aber innen ist es verfault. Niederreißen wollen wir, weil sich schon die neuen Bauten erheben, denen das alte die Aussicht versperrt.

2

Mehr noch als durch Programme wird die Eigenart einer Organisation durch den Geist der führenden Persönlichkeiten bestimmt.

Die Haupttätigkeit in dem Komitee, das einen Arbeitsausschuß von etwa zehn Personen darstellt, leistet der Schriftführer Otto Lehmann-Rußbüldt. Ihm ist das Christentum eine Spielart des Buddhismus — Wehleidigkeits- und Entsagungsstimmung, die, durch Eigensinn verhärtet, zu Heuchelei und versteckter Bosheit führte. Grundzug des Urchristentums der starke Einschlag allgemeinen Daseinskatzenjammers. Das Christentum eine Zerfallsreligion, eine Kreuzung aus Babylonien, Aegypten und Indien, aus der Rom ein Geschäft machte. Verwüstung des Charakters und des Gemüts das greifbare Resultat dieser importierten Fremdreligion. Semiten und Germanen haben eine uralte Rechnung der Geschichte gemeinsam zu begleichen, wenn sie jetzt gemeinsam dem Christentum auf den Leib rücken. „Und das soll geschehen!“ In einem Aufsatz „Das Christentum. Zur Wintersonnenwende 1911“ äußert Otto Lehmann-Rußbüldt in der Weihnachtsnummer vom „Weg“ diese Gedanken. — In den offiziellen Mitteilungen des Komitees „Konfessionslos“ bezeichnet er den Christengott gelegentlich als den „aus dem Orient importierten Gott der Sklaveninstinkte“.

Den Vorsitz im Komitee „Konfessionslos“ führte im ersten Jahre nach seiner Konstituierung Oberlehrer a. D. Professor Dr. Ludwig Gurlitt in Steglitz. Seit dem 16. März 1912 erscheint er indes in den oben erwähnten Vorbemerkungen zu den „Mitteilungen des Komitee Konfessionslos“ nicht mehr als Vorsitzender, dagegen werden von diesem Zeitpunkt an Exzellenz Ernst Haeckel und Geheimrat Wilhelm Ostwald als Protektoren eingeführt. Ostwald hat kurze Zeit darauf die Bestrebungen des Komitees durch eine seiner monistischen Sonntagspredigten vom 1. April 1912 über „Kirchenaustritt“ unterstützt. Seit dem 1. Juni 1912 bezeichnen die „Mitteilungen“ Professor Arthur Drews als Vorsitzenden. Von diesem Zeitpunkt an wird als dritter Protektor des Komitees Gustav Tschirn aufgeführt, zu dem etwas später noch Dr. Bruno Wille kommt. Prediger Tschirn-Breslau ist der Vorsitzende des Bundes freier religiöser Gemeinden Deutschlands und zugleich der Präsident des deutschen Freidenkerbundes; Dr. Bruno Wille in Friedrichshagen bei Berlin ist Redakteur des Bundesorgans „Der Freidenker“. So stehen die führenden Männer des Deutschen Monistenbundes und des Deutschen Freidenkerbundes zu der Sache, die das Komitee vertritt.

Damit berühre ich bereits die Organisationen, zu denen das Komitee „Konfessionslos“ in näherer Beziehung steht. Am 11. September 1911 wurde auf dem ersten Internationalen Monistenkongreß in Hamburg einstimmig eine Resolution des Vorstandes des Deutschen Monistenbundes angenommen, nach der der Deutsche Monistenbund die Bildung des „Komitees Konfessionslos“ begrüßt. Der Deutsche Monistenbund ist dem Komitee „Konfessionslos“ auch durch Gewährung einer klingenden Unterstützung tatkräftig zu Hilfe gekommen. Laut Quittung vom 16. Mai 1912 in den „Mitteilungen“ hat er ihm für 1912 500 Mark, außerdem für die Zeit vom 1. April ab bis 1. Oktober eine monatliche Subvention von 100 Mark, also insgesamt für dieses Jahr nicht weniger als 1100 Mark ausgeworfen. Wenn ihm dafür vom Komitee „jeder Dank gesagt wird“, ist dieser umsomehr verdient, als noch 1911 in dem nur etwa 5000 Mitglieder zählenden Monistenbund „nach dem Bericht des Schatzmeisters die Lage der Kasse im allgemeinen keine günstige“ war. Eine entsprechende Sympathiekundgebung für das Komitee „Konfessionslos“ wie der Deutsche Monistenbund hat der Deutsche Freidenkerbund während seiner Würzburger Tagung erlassen, die vom 30. Mai bis zum 2. Juni 1912 stattfand. Endlich wurden gelegentlich des 16. Internationalen Freidenkerkongresses zu München am 1. September ds. Js. in einer Tagung des Weimarer Kartells*) folgende zwei Resolutionen angenommen:

> 1) Das Weimarer Kartell empfiehlt den ihm angeschlossenen Korporationen die finanzielle Unterstützung des Komitees Konfessionslos, dessen Tätigkeit ihnen allen unmittelbar zugute kommt. 2) Das Weimarer Kartell ersucht das Komitee Konfessionslos, die jeweils an einem Orte aus der Kirche ausgeschiedenen Personen den dort ansässigen Korporationen, bezw. den Ortskartellen und dem Schriftführer des Weimarer Kartells namhaft zu machen. (Mitteilungen des Komitees Konfessionslos, Oktobernummer 1912.)

Andrerseits erweist das Komitee Konfessionslos sich diesen Vereinigungen wieder erkenntlich, indem es seit Juli 1912 in die kurzen Sätze, die es über seine Ziele den „Mitteilungen“ voranschickt, regelmäßig wiederkehrend die Stelle aufnimmt: „Das Komitee selbst ist kein Verein und empfiehlt den Dissidenten den Anschluß an freigeistig-monistische Vereine.“ Auch die Notiz über das Komitee Konfessionslos im Jahrbuch des Weimarer Kartells 1912 enthält die Aufforderung, daß die aus der Kirche Austretenden sich einer der Organisationen anschließen mögen, die im „Weimarer Kartell“ zusammengetreten sind. Die Agitation zum Kirchenaustritt verfolgt demnach quellenmäßig feststellbar als letztes Ziel die Gewinnung von Mitgliedern für die freigeistig-monistischen Organisationen.

Für den Charakter der Aktion ist es nicht ohne Bedeutung, daß man für die Veröffentlichungen des Komitees gerade die Zeitschrift „Der Weg“, herausgegeben von Dr. G. Zepler, gewählt hat. Das durchaus auf freigeistig-monistische Weltanschauung eingestimmte Organ nimmt auch in dem von Zepler allein redigierten Teile mit aller Entschiedenheit Stellung gegen das Christentum. C'est le ton qui fait la musique: man kann ohne viel Mühe aus der Zeitschrift zahlreiche Proben ähnlich vornehmer Kampfesweise exzerpieren, wie den Artikel „Mastochsen und Nazarener“, in dem Zepler u. A. von der Wut gegen die Juden spricht, „die, seit sie die Schuld an dem größten Betrug in der Weltgeschichte, einige Jahrzehnte nach Christi Geburt, auf sich geladen, bekanntlich auch an jedem andern Unrecht oder Malheur die Schuld tragen.“

3

Das Komitee hat eine intensive Agitation betrieben.

Die Tätigkeit der Zentrale besteht zu einem Teil in der Herausgabe von Flugschriften. Zwei erschienen bereits, als das Komitee noch in der Entwicklung war. Unter ihnen befand sich eine solche vom Dezember 1910, in der Korvettenkapitän a. D. von Koppelow seinen Austritt aus der Kirche begründete. Flugschrift 3/4 „Los von den Kirchen“ war von Professor Gurlitt verfaßt. Mit Genugtuung wurde im Mai 1911 berichtet, daß die Adressen eines Regierungsbaumeisters, eines höheren Postbeamten und eines amtierenden preußischen Oberlehrers dem Komitee bekannt geworden seien, die offen der Kirche den Rücken gekehrt. Eine Etappe in der Geschichte der Tätigkeit des Komitees bildet der einstimmig angenommene Sympathiebeschluß der Delegierten des Deutschen Monistenbunds vom 11. September 1911. Durch ihn wird nach Lehmann-

*) In dem 1909 gegründeten und September 1911 neukonstituierten Weimarer Kartell sind nach dem Jahrbuch des Weimarer Kartells 1912, herausgegeben von Max Henning, folgende Organisationen zu einem Zweckverbande vereinigt: 1. Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur (ca. 800 Mitglieder), 2. deutscher Monistenbund (ca. 5000), 3. deutscher Freidenkerbund (ca. 6000), 4. jungdeutscher Kulturbund (60), 5. Bund für weltliche Schule und Moralunterricht (1880, darunter etwa 40 körperschaftliche Mitglieder), 6. Bund für persönliche Religion, Cassel, 7. Kartell der freiheitlichen Vereine, München, 8. Kultur-Kartell Groß-Berlin, 9. Deutscher Bund für Mutterschutz (3500), 10. Ortsgruppe Hamburg des deutschen Monistenbundes, 11. Kartell freigeistiger Vereine, Frankfurt a. M., 12. Komitee „Konfessionslos“.

Rußbüldt das Komitee „gewissermaßen als schwere Waffe des Monistenbundes gegen die Macht der Kirche“ bezeichnet. In einem Aufruf an die Ortsgruppen der Freireligiösen Gemeinden, des Deutschen Monistenbundes, der Gesellschaft für ethische Kultur, an alle Freidenker und Kulturkämpfer erklärt jetzt der Schriftführer, daß das Komitee „nunmehr zum Angriff übergehe“, und entwickelt zugleich seinen Feldzugsplan, mit dessen Durchführung er der Kirchenaustrittsbewegung eine explosive Wirkung zu geben hofft. In jeder Stadt soll sich ein Vertrauensmann melden. Dieser erhält Listen, worauf sich Personen einzeichnen, die sich zum Kirchenaustritt unter der Bedingung verpflichten, daß auch eine andere Reihe von Personen zu gleicher Zeit austritt. Diese Zahl gegenseitig garantierter Austrittserklärungen wird je nach der Größe der Stadt bemessen. An einem Tage fliegen diese Erklärungen auf die Tische der Amtsgerichte, wodurch die Folgen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Boykotts ausgeschlossen seien. Aus taktischen Gründen wird der Gesamtangriff gegen die Kirche bis nach den Reichstagswahlen vertagt. Mitte Dezember 1911 wird versichert, daß das Komitee alle Kraft daransetzen wird, daß bei den übernächsten Reichstagswahlen die Dissidenten nicht mehr nur nach Hunderttausenden, sondern nach Millionen zählen. Erwartet wird das Erwachen einer „zweiten Reformation, die hoffentlich zu einer gründlicheren Regeneration von allem Glaubensspuk führt.“ Mitte März 1912 sind in 47 Städten angesehene Männer als Vertrauensmänner des Komitees gewonnen. Mehrere hundert Anmeldungen liegen für den gemeinsamen Kirchenaustritt vor. Unter ihnen sind außer Oberlehrern, Hochschullehrern, richterlichen Beamten, Reichspostbeamten, Aerzten, Diplomingenieuren auch etatsmäßig angestellte Kommunalbeamte und Künstler von Rang. Freudig begrüßt wird es, daß „jetzt auch endlich“ die Tagespresse, z. B. das Berliner Tageblatt und die Frankfurter Zeitung, von der Bewegung Notiz genommen hat. Um zu verhüten, daß diejenigen, welche den Austritt angemeldet haben, ihn tatsächlich nicht vollziehen oder den Antrag wieder zurücknehmen, empfiehlt Anfang April das Komitee, die zum Austritt Geneigten durch Handschlag und Unterschrift zu verpflichten, den Austritt dann zu vollziehen, wenn er im Herbst 1912 ohne Schaden gemeinsam vollzogen werden kann. Im Mai glaubt das Komitee mit tausend Teilnehmern des organisierten Kirchenaustritts rechnen zu können. Im Frühjahr und im September finden die bereits erwähnten Freidenkerkongresse in Würzburg und München statt, die das Komitee zur Agitation benutzt. In München und kurze Zeit darauf während der Magdeburger Tagung des Deutschen Monistenbundes haben die anwesenden Vertrauensmänner Besprechungen, dort unter dem Vorsitz von Professor Arthur Drews, hier unter dem von Rechtsanwalt Dr. Lothar Schücking-Dortmund. In Magdeburg wird der 31. Oktober als erster Stichtag für Massenaustritte bestimmt. Grundsatz des organisierten Kirchenaustritts soll die gegenseitige Fühlungnahme sein. Sie soll dadurch vor allem gewährleistet werden, daß die Vertrauensmänner Oktober und November d. J. jeden Austritt feststellen und dem Komitee mitteilen. Der Schriftführer erklärt, der Fall Traub habe der Arbeit die wirksamste Parole gegeben. „Im Ganzen nochmals Dank dem Oberkirchenrat für seine dem Komitee Konfessionslos geleistete, mit Geld gar nicht zu bezahlende Hilfe in der Kirchenaustrittspropaganda.“ Ein Aufsatz von Otto Lehmann-Rußbüldt in der Oktobernummer 1912 vom „Dissident, Zentralorgan für die Interessen aller Dissidenten“, Frankfurt a. M., berichtet über den Aufmarsch des Komitees. In folgenden Ländern und Orten hat es danach mit seiner Arbeit eingesetzt. Ost- und Westpreußen (Perteltnicken in Samland, Königsberg, Masuren, Danzig), Posen, Schlesien (Breslau, Freiburg, Görlitz, Liegnitz, Kattowitz), Groß-Berlin, Provinz Sachsen (Magdeburg, Zeitz), Schleswig-Holstein (Kiel), Hannover, Westfalen (Dortmund), Regierungsbezirk Düsseldorf, Köln, Frankfurt a. M., Höchst, Wiesbaden; Bayern (München, Aschaffenburg, Bamberg, Nürnberg, Rothenburg, Schweinfurt, Würzburg, Rheinpfalz), Königreich Sachsen (Dresden, Chemnitz, Radeberg, Großbothen, Grimma und Umgegend), Württemberg (Stuttgart und Göppingen), Baden (Karlsruhe, Baden-Baden, Freiburg, Mannheim), Großherzogtum Hessen (Oberhambach), Mecklenburg (Rostock), Sachsen-Weimar (Jena und Weimar), Sachsen-Meiningen (Gleicherwiesen und Sonneberg), Sachsen-Koburg-Gotha (Friedrichroda), Anhalt (Rietzmeck und Dessau), Reuß (Gera), endlich Hamburg und Umgegend. Für Pommern, Braunschweig und andre Gegenden hat das Komitee noch keine geeigneten Stützpunkte gefunden. In anderen Landschaften, z. B. Elsaß-Lothringen, wo kein Austrittsgesetz besteht, plant man für später die Aufstellung von Listen (bei Notaren) und zwar von Personen, die sich als aus der Kirche ausgeschieden ansehen. Als weitere Stichtage für Massenaustritte sind der 16. Februar (Ernst Haeckels Geburtstag) und der 15. Mai 1913 festgesetzt.

Hand in Hand mit der Tätigkeit der Zentrale geht die Arbeit der Vertrauensmänner. Der Bau neuer Kirchen in Ortschaften, die bis dahin ohne Kirche auskamen, ist als Anlaß zum Kirchenaustritt zu verwerten. Vor allem sollte man überall vom Kirchenaustritt sprechen. Die Freunde haben auch die Aufgabe, an die Presse heranzukommen und durch Eingesandts an Lokalblätter, Briefkastenanfragen darüber, wie man aus der Kirche austrete, überall Saatkörner des Gedankens auszustreuen, daß ein Austritt aus der Kirche überhaupt möglich ist. In der Juli- und der Septembernummer 1912 veröffentlichen die „Mitteilungen des Komitee Konfessionslos“ unter Billigung des Schriftführers zwei von Vertrauensmännern verfaßte Entwürfe für die Rubrik „Eingesandt“ in Zeitungen. In dem ersten Entwurf, der auch Eingang in die Presse gefunden hat, werden die Millionen von kulturwidrigen Heuchlern, Mitläufern und Stimmvieh, der Staatszuschuß zu den Kirchen, der Mangel an Geld für Kulturaufgaben in den Städten, der feiste Pfaff auf dem Lande und die morastigen Wege, die man nur in gutgeschmierten, langschäftigen Stiefeln passieren kann, die Säuglingssterblichkeit, der Lehrermangel im Osten, die Ersparnisse an Kirchensteuern und den in den Klingelbeutel praktizierten Kupfermünzen und Hosenknöpfen, die „überreichliche“ Versorgung der Pfarrwitwen und -waisen gegenüber den Hinterbliebenen von Angehörigen der Erwerbsstände und den Witwen der mittleren und kleinen Beamten („sorget nicht, was ihr essen und trinken werdet!“), selbst Stellen aus der ersten und dritten Strophe des Lutherliedes für die Notwendigkeit der unter strengster Diskretion gesammelten Austrittserklärungen angeführt. Der zweite Entwurf behauptet kategorisch: Wer seine Weltanschauung auf wissenschaftlicher Erkenntnis aufbauen will, kann nicht mehr bei der Kirche bleiben! Jeder, der den wahren Fortschritt will, solle aus der Kirche austreten. Der Münchener Vertrauensmann arbeitete mittels eines Plakates von einem Meter Länge. Das Komitee für das Herzogtum Sachsen-Meiningen (drei Kaufleute und ein Arzt) veröffentlichte außer Eingesandts auch Zeitungsannoncen, die Auskunft über Kirchenaustritt in Aussicht stellten. Versandt wurden von ihnen außer Kirchenaustrittsformularen und der erwähnten monistischen Sonntagspredigt Ostwalds über Kirchenaustritt noch ein vom Komitee Konfessionslos herausgegebenes Flugblatt „An unsere Kampfgenossen!“ und, wo es ihnen gut schien, neben Flugblättern des Deutschen Freidenkerbundes und Zeitschriftennummern verwandter Geistesrichtung noch ein weiteres Flugblatt des Komitees: „Kirchenaustritt und Arbeiterschaft. Von Dr. Georg Kramer (Magdeburg).“ Das Flugblatt „An unsere Kampfgenossen!“ will das große Heer der deutschen Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, die innerlich mit der Kirche gebrochen haben, zu einem ehrlichen Bekenntnis ihres religiösen Glaubens oder vielmehr religiösen Unglaubens ermutigen. Niemand kann der christlichen Kirche angehören, der nicht mehr auf dem Boden des Dogmas steht. Das Komitee will darum deutliche Gesinnungsart und Wahrhaftigkeit zum Leitmotiv alles Tun und Handelns in Fragen religiösen Lebens machen; es will ein Ziel setzen der Halbheit und der Heuchelei, dem Scheinwesen, allen diesen Sünden wider den heiligen Geist der Wahrheit, durch die schon seit Generationen das Geistes- und Gemütsleben des deutschen Volkes vergiftet wird. Empfohlen werden auch Kirchenaustrittsmarken à 3 Pfennig in zwei Ausführungen: erstens eine Kirche, die gähnende Leere zeigt, zweitens das Porträt Friedrichs des Großen, ferner „die für die Propaganda sehr

wirkungsvollen Kirchen-Kehrauskarten". Gegen Ende wird eine Darstellung der Kirchenaustrittsformalitäten in gedrängter Form geboten. Das andere Flugblatt warnt die Arbeiterschaft, sich auf den Erfolg der diesjährigen, unter dem Drucke der hohen Steuern und der Teuerung erfolgten Reichstagswahlen zu sehr zu verlassen. In dem Kampfe um die Freiheit könne nur die Erneuerung des Geisteslebens die Entscheidung bringen, wozu der Zusammenbruch der Kirche Bedingung sei. Es ist wohl anzunehmen, daß die acht Anträge sozialdemokratischer Wahlvereine, welche die bisherige Stellung der sozialdemokratischen Partei zugunsten eines schärferen Eintretens gegen Kirche und Christentum abzuändern suchten, mit auf die Tätigkeit des Komitees Konfessionslos zurückzuführen sind. (Sie wurden auf dem Chemnitzer Parteitag wieder zurückgezogen.) — Da und dort veranstaltete man auch Versammlungen, in denen freidenkerische oder monistische Redner den Austritt aus der Kirche empfahlen. Lebhafter hat die Vortragstätigkeit eingesetzt um die Zeit des 31. Oktober 1912, des ersten Stichtages der Massenaustritte. So sprachen beispielsweise in Freiburg im Breisgau Dr. John Mez, in Königsberg i. Pr. der sozialdemokratische Wanderredner von Zschock-Berlin, der vorher Agitationsreisen für das Komitee unter Arbeiterkreisen des Herzogtums Sachsen-Meiningen unternommen und auch auf dem Chemnitzer Parteitag die Forderung des Kirchenaustritts vertreten hatte, in Dresden Reichstagsabgeordneter Vogtherr, in Görlitz Clemens Taesler. Mit Genugtuung berichtet Lehmann-Rußbüldt über die Versammlung am 28. Oktober in Groß-Berlin. „Halbwegs vernünftigen Gegnern hörte man mit Ernst zu. Aber irgend etwas wirklich Vernünftiges und Stichhaltiges hat kein Gegner vorgebracht. Das wäre ja nach den überzeugenden, von tiefer Klarheit und Bildung durchdrungenen Ausführungen der Hauptredner des Abends: Tschirn, Bruno Wille und Dr. Walther Vielhaber auch ganz unmöglich gewesen." Der Berliner Ortsgruppe des Monistenbundes hielt im November Professor Arthur Drews einen Vortrag „Der Zerfall des Christentums". In Nürnberg, wo Maler Jaschke Vertrauensmann des Komitees ist, wurden an einem Oktobertag 38000 Exemplare eines besonders auf die Nürnberger Verhältnisse zugeschnittenen Flugblattes auf den Straßen verteilt, an 120 Anschlagsäulen warben Riesenplakate (in den Arbeitervierteln zwei an einer Säule) für den Austritt aus der Kirche, und mehrere große Versammlungen fanden statt; in deren einer sprach Dr. Georg Kramer-Magdeburg.

Im Unterschied von der Weihnachtsnummer 1911 der „Mitteilungen", die von der Agitation einen künftigen Millionenzuwachs der Dissidenten erhoffte, äußert sich die Augustnummer 1912 über den Erfolg der Unternehmungen des Komitees skeptischer. In gläubigen Gegenden stoße die Arbeit auf den Fanatismus der von der Geistlichkeit einexerzierten Masse. Noch schwerer zu besiegen sei der latente Widerstand der Gleichgültigkeit in größeren Städten und Landschaften, in denen die Geistlichkeit sich klug den Verhältnissen angepaßt habe. „Den Leuten, die den Problemen der Theologie weder ablehnend noch zustimmend, sondern eben gleichgültig gegenüberstehen, sind aber die philosophischen Probleme des Monismus ebenso gleichgültig, womöglich noch gleichgültiger." Das Komitee hat, wie der Schriftführer in der Novembernummer des „Weg" bemerkt, reichlich mit widrigen Umständen zu kämpfen, und bei der Arbeit trete leider noch häufig der Umstand zu Tage, daß die freigeistigen Vereine sich zwar gern die Arbeit des Komitees gefallen lassen, sie aber nicht immer tatkräftig unterstützen. Hoffentlich werde hier ein Wandel eintreten: „wenn die Freunde der kommenden Weltanschauung klar sehen, daß das Komitee sich absolut an seine Organisation bindet, nur eine Vorarbeit zu leisten, daß aber die intensive Förderung dieser Vorarbeit von selbst zu der Hauptsache führen wird, nämlich zum Zusammenschluß aller Personen, die innerlich zur Weltanschauung des Monismus im weitesten Umfange gehören." Aus dem eigenen Lager werden auch Bedenken laut, wie das eines monistisch gesinnten und bereits zweimal aus der Kirche ausgetretenen Herrn aus Kattowitz am 15. Oktober d. J., der die öffentliche Propaganda nicht billigen kann und sie auch nicht für praktisch geeignet hält: „Vor allem tut ruhige sachliche Nüchternheit und jegliches Fernhalten von Aufdringlichkeit und Freisein von Unduldsamkeit dringend not." Wer der Kirche auch äußerlich „Lebewohl" sagen wolle, möge es freiwillig tun.

§ 11 des Statuts, das das Komitee sich gegeben, besagt, daß es sich aufzulösen hat, wenn sein Zweck erreicht ist. Die „Mitteilungen" geben im Oktober dem Gedanken Ausdruck: Wenn das Komitee hoffentlich bald über die notwendigen Mittel zur Durchführung seiner Pläne verfüge, so könne es sich Ausgang des Frühjahrs im nächsten Jahre auflösen, weil dann die Kirchenaustrittsbewegung von selbst mindestens in arithmetischer Progression weitergehe. „Bis dahin gilt es für unsere Vertrauensmänner zu handeln nach dem Rezept des Volkshelden der Befreiungskriege, des alten Blücher: Immer feste druff!"

„Hundert Jahre sind vergangen", schließt der Aufsatz von Otto Lehmann-Rußbüldt „Unser Aufmarsch" (Dissident, Oktobernummer), „seitdem sich Deutschland von der politischen Fremdherrschaft Napoleons befreite. Wir können kein würdigeres Jubiläum jener drangvollen und gewaltigen Tage begehen, als indem wir uns jetzt auch von der tausendjährigen geistigen Fremdherrschaft der Kirche befreien. Deshalb feiere Jeder jene große Zeit durch ein Jubiläum der Tat."

Magnus Kirchner

Eine Frage an die Kirche zum Geburten-Rückgang

Geburten-Rückgang und Kirche: Haben die beiden auch etwas mit einander zu schaffen? Allerdings, und mehr als die Meisten wohl ahnen. Und zwar ist die Kirche zwiefach interessiert.

Einmal als Predigerin und Hüterin der Sittlichkeit. Sie ist in der bisherigen Erörterung des Grundthemas in allen möglichen Zeitungen und Zeitschriften als solche merkwürdig im Hintergrunde geblieben.

Sodann aber aus einem ganz äußerlichen Grunde: als Besitzerin wertvollster Quellen für diese Frage, der Kirchenbücher. Daß diese ganze Frage schon als wissenschaftliche ohne ernsthaftere Beachtung der Kirchenbücher als der Grundquellen aller Statistik nicht gelöst werden kann, habe ich im Augustheft der „Dorfkirche" in einem Aufsatz über „die Kirchenbücher und die Wissenschaft" auf Grund von allerlei früheren Aufsätzen in historischen und statistischen Zeitschriften des Näheren dargetan.

Ich habe eine meiner Arbeiten über die historisch-statistische Bedeutung der Kirchenbücher an das Kgl. Preußische Ministerium des Innern eingeschickt und daraufhin von diesem den „Bericht über die Verhandlungen der erweiterten wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen in der Sitzung vom 25. Oktober 1911" empfangen. Stimmt es im allgemeinen mit dem überein, was auch sonst aus andern Ländern, so unserm Württemberg, konstatiert worden ist und mir vorher nicht unbekannt war, so ist es doch nicht nur entsprechend der Größe Preußens noch vielseitiger und so in mancher Hinsicht schlagender, sondern auch durch die Autorschaft so bedeutender Männer der Wissenschaft, zumal der ärztlichen, so lehrreich, daß es mir nur willkommen sein kann, meinen Aufsatz in der „Dorfkirche" hier ergänzen zu können.

1. Die Tatsachen

Nämlich zunächst immer wieder die des Geburten-Rückgangs. Im Deutschen Reich ist seit dem Jahrfünft 1876—80, nachdem vorher eine bedeutsame Erhöhung der Geburtenzahl konstatiert war, die man natürlich auf die Wirkung der Kriege von 1866 und 1870/71 zurückführte, mit einem Mal ein bedeutsamer Rückgang eingetreten, der von 40,9 Geburten pro Tausend der Bevölkerung zwischen 1876/80 ein Sinken auf 33,42 zwischen 1906/08 bewirkt, also in 28 Jahren um 15,8%, d. h. etwa $^1/_7$. Und zwar fällt die schnellste Abnahme, von 37,2 auf 35,8, auf das Jahrfünft 1901—05, übertroffen noch in 1906—08 durch das Fallen von 35,8 auf 33,42. Aehnlich in Preußen, wo die Abnahme seit 1870/75 bis 1908, also in 38 Jahren, von 40,6 bis 33,1 geht, also 18% be-

trägt, worin den stärksten Anteil wieder 1901—08 hat mit einem Rückgang von 38,0 bis zu 33,1, also in 8 Jahren ein Minus von 12,9%.

Indessen ist diese Erscheinung keineswegs auf das Deutsche Reich beschränkt, sondern ein Phänomen, das in sämtlichen europäischen Kulturländern beobachtet wird, allerdings in bedeutendem Maß doch nur in den mitteleuropäischen Ländern. Denn während da die Abnahme der ehelichen Fruchtbarkeit, als welche sich der Geburten-Rückgang bei genauerem Zusehen darstellt, von 1870/80 zu 1891/1900, also in 20 Jahren, beträgt

in Belgien 25,6, Frankreich 15,4,
England 19,2, dem Deutschen Reich 11,7,

sind die entsprechenden Zahlen für

Schweden nur 8,2, Norwegen 3,5,
Dänemark 5,8, und gar Finnland nur 2,7.

Letzteres, Finnland, mit dieser Ziffer aber auch zusammenstimmt mit Italien. Da wundert es mich, daß nicht schon diese Zusammenstellung auch sonst Jemanden auf den Gedanken gebracht hat, daß bei dieser Erscheinung ebenso dem Klima oder dem Wetter überhaupt ein entscheidender Einfluß zukommt, als dies für einen zweiten Faktor angenommen worden ist: die städtische Entwicklung. Letzterer Faktor, der Anteil der Städte (und der industriellen Entwicklung überhaupt) an unsern Zahlen ist, wie wir noch weiter sehen werden, ja zu naheliegend, um nicht schon länger ins Auge gefaßt zu sein, so daß schon in dem Material für Preußen unterschieden wird die eheliche Fruchtbarkeit in den Städten und auf dem Lande. Für erstere ergibt sich pro 1898 ein Stand von 21,8 gegenüber 27,8 auf dem Lande. Dagegen pro 1908: in den Städten nur mehr 19, auf dem Lande noch 25,3%. Also Abnahme binnen dieses Jahrzehnts in den Städten um 12,8, auf dem Lande nur um 8,9%.

Ueber all diesen Zahlen bleibt das Grundfaktum, für welches auf genauere Zahlen verzichtet werden kann: der Rückgang der Kinderzahl bei gleichbleibender Ehezahl. Also nicht Veränderungen durch Unehelichkeitsziffern liegen vor, sondern ein Vorgang innerhalb der Ehen. Darum handelt es sich in der nächstfolgenden Erörterung.

2. Die Ursachen: a) Bisher angenommene

Wer den Bericht über die Verhandlungen der erweiterten wissenschaftlichen Deputation Preußens liest, wird ihr das Zeugnis nicht versagen, daß sie diese Frage, die der Ursache, so gründlich genommen hat, als der bisherige Stand der Wissenschaft überhaupt erlaubt: so daß einen wirklich ein Gefühl der Genugtuung erfüllt über diese ächt deutsche Behandlung der Sache. Namentlich ist die Statistik in ihrem modernen Betrieb auch nach der Seite herangezogen worden, daß man untersuchte: ob etwa in einer veränderten Struktur unserer Gesellschaft, in einem andern Aufbau des Volksganzen nach Altersklassen, die Erklärung jener befremdlichen Erscheinung zu finden sei? Aber auch hierauf ergab sich ein Nein; vielmehr wurde konstatiert, daß, was darüber statistisch sich feststellen läßt, eher das entgegengesetzte Ergebnis hätte zeitigen müssen, indem der Anteil der im zeugungs- bezw. gebärfähigen Alter stehenden Schichten in unsrer heutigen Gesellschaft nicht kleiner, sondern größer ist als vor etlichen Jahrzehnten. Und so scheint nichts übrig zu bleiben als der Schluß, zu dem jene wissenschaftlich hochstehende Vereinigung gekommen ist und der immer der schlimmste ist, der für uns überhaupt nur denkbar ist: daß die Hauptursache nicht natürlicher, sondern künstlicher Art sei, indem in erster Linie nichts Andres in Frage kam als der Malthusianismus. Und zwar im Unterschied von dem noch einen sittlichen Charakter an sich tragenden ursprünglichen eben der diesen Charakter völlig verleugnende Neumalthusianismus, d. h. die absichtlich gewollte Beschränkung der Kinderzahl auf dem Wege der altbekannten französischen Mittel, die leider Gottes in unserem Volke auch in den unteren Schichten, den bäuerlichen wie den Arbeiterschichten, eine größere Verbreitung gefunden haben, als der gewöhnliche Mensch sich leicht denkt. Neben dieser Ursache, die immer die schlimmste wäre, die für unser Empfinden in Frage kommen kann (wobei „unser" hoffentlich für den ganzen Kreis der Christlichen Welt wie der evangelischen Geistlichkeit überhaupt gilt), wurde sodann als ein Hauptfaktor weiter angenommen der schon oben gestreifte schädliche Einfluß der großen Städte, der städtischen Entwicklung überhaupt. Hierbei wurde mit besonderer Zustimmung des Dr. Prinzing in Ulm gedacht, der diese Schlußfolgerung vor allem aus der Statistik der englischen Entwicklung gezogen hat. Mit diesem Faktor berührt sich nahe genug ein andrer wo möglich noch weiter reichender, nämlich der Einfluß der gesamten modernen Hyperkultur, wie er zumal in einer die Geburtenfrage unmittelbar angehenden Erscheinung, die zu den bedauerlichsten des Volkslebens gehört, zu Tage tritt, nämlich dem Rückgang des mütterlichen Stillens. Hier wird als Autorität Agnes Blum angeführt, die auf Grund ihrer Beobachtungen behauptet, daß heutzutage nur noch 1/3 unsrer deutschen Mütter dieser natürlich ersten Pflicht ausreichend nachkomme, während ein zweites 1/3 aus natürlichen Gründen dazu nicht mehr fähig, das dritte 1/3 aber dazu nicht Willens, also kurz gesagt zu faul sei: Dinge, die, wenn sie sich bewahrheiten, den Frauenvereinen mehr zu tun geben würden, als so viele andere, um die sie sich heutzutage kümmern, und die ihrem gottgegebenen Beruf fern genug liegen. Dazu gesellt sich aber weiter das ganze Heer von modernen Krankheiten: Nummer 1 Geschlechts- und Nervenkrankheiten, letztere vielfach im Zusammenhang mit dem Alkoholismus. Vielleicht dürfen wir in diesem Zusammenhang mehr ein erfreuliches als ein erschreckendes Symptom sehen, insofern dem Alkoholismus heutzutage von allerlei Seite ja nachdrücklich zu Leibe gegangen wird und Gott Lob keineswegs ohne allen Erfolg. Neben diesen Faktoren spielt in unserm Material eine merkwürdige Rolle auch die steigende Zahnverderbnis, auf welche unsereiner weniger gekommen wäre und die wohl auch von den Herren Aerzten hier eher über- als unterschätzt wird. Dagegen möchte ich durchaus zustimmen dem weiter genannten Faktor der Unterernährung, wie sie heutigen Tags im Zusammenhang mit dem Schwinden der Natural- zu Gunsten der Geldwirtschaft so vielfach auch auf dem Lande zu finden ist, im Zusammenhang mit dem allgemeinen Aufkommen der Molkereien. Eine von den bekannten Folgen der letzteren ist ja der Rückgang der Rekrutentauglichkeit in der Schweiz, der auch in Süddeutschland, wie z. B. bei uns in Württemberg, beobachtet ist. Letztlich gehört dahin die Landflucht überhaupt. Sie ist eine um so betrübendere Tatsache, als sie zusammenhängt mit dem Rückgang der alten deutschen Tugenden der Einfachheit und Schlichtheit wie charaktervoller Selbständigkeit zu Gunsten der Modenarrheit und Nachäfferei jeder irgendwo in der Welt beliebten Neuerung, letzterer Zug vor allem von dem weiblichen Teil unsres Volkes befördert.

Lauter sehr ernsthafte Dinge zumal für Leute, deren höchster Beruf in der Vertretung der religiös-sittlichen Aufgaben unsres Volkes liegt. Für solche Leute versteht es sich wohl auch von selbst, daß hier mit politisch-wirtschaftlichen Mitteln, wie sie von gewisser Seite vorgeschlagen werden, wie Zöllen auf landwirtschaftliche Produkte, nicht zu helfen ist, zumal derartige Maßnahmen immer ein doppeltes Gesicht haben. Auch noch nicht einmal mit sozialen Reformen überhaupt, worunter man ja allemal alles Mögliche verstehen kann, sondern immer nur mit Religion im ernstesten und höchsten Sinne, jener Religion, die von selbst zur sittlichen und so auch sozialen Erneuerung wird. Daß aber schon damit an die Kirche und deren Diener, uns Pfarrer, die höchsten Anforderungen gestellt werden: wem braucht man das mehr zu sagen?

Schluß folgt Julius Gmelin

Verschiedenes

Jesus. Ein Bild in vier Vorträgen von Lic. Dr. Rittelmeyer, Pfarrer in Nürnberg. Erste und zweite Auflage. Ulm, Heinrich Kerler 1912. 125 S. 1,75, gebunden 2,50 Mk.

Es spielt sich in unsern Tagen ein langsam sich spannendes Schauspiel ab: „Wissenschaft und Wirklichkeit." Ist die Wissenschaft, der in Hamburg bei Eröffnung des monistischen Jahrhunderts proklamierte Gott, allmächtig? Oder gibt es mächtigere Wirklichkeit, die der Rationalisierungsmühle dieses „Gottes" spottet? Immer feiner und

subtiler werden die wissenschaftlichen Methoden, aber immer stärker wird der Zweifel, ob sich der Kern der Wirklichkeit mit Wissenschaft erfassen läßt. „Ist nicht Kern der Natur Menschen im Herzen?“ Und behält nicht der Alte in Weimar gegenüber jedem noch so bewundernswerten Fortschritt im Welterkennen recht mit dem Wort, „daß die Summe unsrer Existenz durch unsre Vernunft dividiert, niemals rein aufgeht, sondern immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibt“ —? Der Cyklop Wissenschaft reckt sich wie ein Titane, aber er ist und bleibt einäugig, und die Wirklichkeit reckt sich immer über ihn hinaus, und mit jedem Schritte vorwärts vertieft sich der Eindruck des Geheimnisses. Das Erlebnis tritt in den Vordergrund; das noch ungeteilte Ganze, aus dem heraus Nachdenken und Wissenschaft gradlinige Gewebe spinnen, ohne doch das Erlebnis selbst je erschöpfen zu können. Denn das Wirkliche ist im Erlebnis und nicht im Wissen.

Darum sind die Bücher, in denen die Unwirklichkeit Jesu methodisch nachgewiesen werden soll, als Symptome so bedeutsam. Sie sind offene Geständnisse, wie hilflos Methoden vor lebendiger Wirklichkeit versagen können. Artur Drews' „Christusmythe“ und Rittelmeyers Jesusbild neben einander gelesen geben eine Ahnung von dem, was damit gemeint ist. „Mit den Augen sieht man, — nicht mit der Nase!“ — das haben Drews und seine Leute vergessen. Persönlichkeiten lassen sich nicht mikroskopieren, wie Trichinen. „Mit der Seele sieht man, — nicht mit der Methode!“ — darauf ruht der Wert des schönen Rittelmeyerschen Buches. Eine gespannte Seele muß es sein; eine überspannte sieht auch nichts richtig. Auch das wissenschaftliche Interesse kann die Seele spannen helfen. Aber an die Wirklichkeit Jesu ist nur auf dem Boden des Erlebnisses heranzukommen. Denn zu Persönlichkeiten als Wirklichkeiten gibt es nur einen sicheren Weg, den Jeremia seinem Volke dem lebendigen Gott gegenüber geraten hat: „So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen.“ Diesen Weg ist Rittelmeyer auch in den Evangelien gegangen und darum ist sein Buch eine Erquickung im Staube unerquicklichen Streites. Daß damit das Recht der wissenschaftlichen Erforschung des Lebens Jesu nicht angetastet werden soll, braucht in diesem Zusammenhange nicht erst gesagt zu werden. Aber es wird gut sein, auch gegenüber allen künftigen exegetischen und methodischen Konstatierungen, daß Jesus „nicht zu finden sei“, die Kehrseite jenes Jeremia-Wortes festzuhalten: „So ihr mich nicht von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich auch nicht von euch finden lassen.“ — Rittelmeyers kleines Buch wird Vielen eine rechte Weihnachtsfreude sein, denn diese Vorträge stehen unter der Ueberschrift Lukas 2, 20. Paul Jaeger

Kleine Texte.

Seit einigen Jahren erscheint unter Oberleitung von Hans Lietzmann im Verlag von A. Marcus und E. Weber in Bonn eine höchst dankenswerte Sammlung „Kleiner Texte“. Zunächst zur Unterstützung akademischer Vorlesungen und Uebungen bestimmt, hat sie doch berechtigten Anspruch auf einen weit größeren Interessentenkreis. Werden doch hier zahlreiche Quellen, die der großen Masse der wissenschaftlich Gebildeten und Angeregten naturgemäß schwer erreichbar bleiben müssen, in trefflicher Ausstattung zu billigen Preisen allgemein zugänglich gemacht. Alte und neue Philologen und Historiker, Literaturgeschichtler, Theologen der verschiedensten Richtungen und beider Konfessionen, Deutsche und Ausländer bilden den Mitarbeiterstab des Herausgebers. Damit ist die beste Gewähr gegeben für tüchtige Leistungen.

Die Sammlung ist für Philologen und Profanhistoriker ganz ebenso bestimmt wie für Theologen. Ich beschränke mich darauf, kurz darzulegen, was diese Letzteren zur Befriedigung ihrer nächstliegenden Bedürfnisse bei Lietzmann finden. Die Kenntnis des Aramäischen und Hebräischen wie des Griechischen und Lateinischen wird ihnen zugemutet. Doch sorgen bei schwierigen Texten reichliche sprachliche und sachliche Noten für das rechte Verständnis. Interessante Dokumente aus anderen Sprachgebieten werden in deutscher Uebersetzung dargeboten; so die ältesten von allen der bisher gedruckten: der Schöpfungs- und der Sintflutbericht aus Babylon (Nr. 7) und die neuerdings aufgefundenen und viel behandelten Oden Salomos (Nr. 64). Auch eine Gruppe „Alter und neuer aramäischer Papyri“ (94) hat Staerk ins Deutsche übertragen. Die übrigen aramäischen Urkunden, die er mitteilt, die berühmten von Elephantine (22/23 . 32), lesen wir in der Ursprache. Eine Sammlung „Altjüdischer liturgischer Gebete“ (58) sowie eine Ausgabe des Misnatraktates Berakhoth (59) danken wir dem gleichen Gelehrten. Von kanonischen Büchern des Alten Testaments haben Meinhold und Lietzmann den Propheten Amos hebräisch und griechisch ediert (15/16). In die „Pseudepigraphen“ führt der Abdruck des lateinischen Fragments der „Himmelfahrt des Mose“ (10) ein.

Auf jüdischem Boden stehen wir auch bei den „Rabbinischen Wundergeschichten des neutestamentlichen Zeitalters“, die Fiebig gesammelt hat (78). Aber indem er ihnen „Antike Wundergeschichten“ aus dem griechischen und lateinischen Sprachgebiet beigesellt (79), führt er uns in eine Umgebung, in der wir uns gleichfalls umsehen müssen, wenn wir die Entstehung des Christentums begreifen wollen. 29/30 und 41—43 enthalten zeitgeschichtlich wichtiges profanhistorisches Material. 68 bringt „Lateinische Sakralinschriften“ aus der Kaiserzeit, die sich an eine Sammlung „Altlateinischer Inschriften“ (38/40) anschließen und in „Lateinischen christlichen Inschriften“ (26—28) eine wertvolle Ergänzung finden. Ein Kenner wie R. Wünsch legt uns „Antike Fluchtafeln“ (20) vor und führt uns in die Zauberpapyri ein (84). Eine Kollektion anderer griechischer Papyri (14) ist nicht nur der Sprache wegen wichtig, sondern lehrt uns auch den antiken Brief, vor allem den antiken Menschen kennen. Zugleich enthält sie Dokumente christlicher Herkunft.

Eine große Anzahl der bisher erschienenen Heftchen ist ausschließlich Texten christlichen Ursprungs gewidmet. Sie gehören den ersten Anfängen unserer Religion an wie ihrer Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. Harnack (12), E. Klostermann (3. 8. 11) und Swete (31) haben neutestamentliche Apokryphen bearbeitet, Evangelienfragmente und Apostelbriefe, Bruchstücke von Akten und Apokalypsen. Kanonsgeschichtlich wichtige Texte (1) und andere für das Studium des Urchristentums unentbehrliche Quellen aus kirchlichen (6) und gnostischen (9) Kreisen werden uns geboten. Wir lernen die Märtyrer (2) und die Bekenntniskirche mit ihren alten Symbolen (17/18) kennen. An der Hand des uns zugänglich gemachten Stoffes können wir die Geschichte der Liturgie von ihren Anfängen bis in die Gegenwart hinein verfolgen (5. 19. 35. 36. 37. 61. 70. 75). Den verschiedensten Perioden und Gegenden entnommene Proben von christlicher Kanzelberedsamkeit (4. 13. 76), Auslegekunst (83) und Poesie (24/25. 47/49. 52/53) belehren und erfreuen uns. Die mittelalterliche Mystik (55) wie die Scholastik (91) sind berücksichtigt. Besonders zahlreiche Beiträge entstammen dem Gebiete der Reformationsgeschichte (21. 24/25. 36. 37. 50/51. 74. 87. 88. 99). Endlich fehlen auch Dokumente nicht, die für das Verfassungsleben der katholischen (85) wie der evangelischen (102. 103) Kirche von heute große Bedeutung besitzen.

Die fortgesetzt in gesundem Wachstum begriffene Sammlung bietet sich namentlich solchen Lesern an, die fern von Bibliotheken zu leben gezwungen sind, größere Aufwendungen nicht machen können und doch auch nicht darauf verzichten mögen, die Geschichte ihrer Religion und Kirche aus den Quellen zu studieren.

Walter Bauer

Das preußische Feuerbestattungsgesetz und seine Klippen. Ein Wegweiser für die Freunde der Feuerbestattung von Dr. Ernst Hochstetter. Neuer Frankfurter Verlag 1912. 40 Pfg.

Eine klare, deutliche Darstellung, die manchmal durch die Entrüstung des Verfassers zu scharf wird; zur Orientierung sehr zu empfehlen. H Pankow

Kleine Mitteilungen. Der Aufsatz von Professor Holl über Konstantinopel, den wir heute bringen, erschien 1901 in der Zeitschrift für Theologie und Kirche; er kommt hier (ein wenig verkürzt, sonst unverändert) um seines heutigen Interesses willen ein zweites Mal zum Druck. —

Nr. 47 der Traubschen Wochenschrift Christliche Freiheit bringt in einer Beilage Aktenstücke zum Fall Traub. Man hat da die ganze Korrespondenz zwischen dem Presbyterium der St. Reinoldi-Gemeinde in Dortmund und den verschiedenen Instanzen der Staatsregierung beisammen. Darunter auch eine Eingabe des Presbyteriums an den König um „Schutz“. Traub hat „nach einigem Zögern“ sich diesem Vorgehen angeschlossen, um der Verdächtigung entgegenzutreten „daß er nur Andere für sich handeln lasse“. Es handelt sich nicht um Gnadengesuche, sondern um Anrufung des obersten Hüters von Recht und Gerechtigkeit im preußischen Staat. Die Antworten der Ministerien und des Oberkirchenrats sind kurz. Nachdem somit alle gangbaren Wege erschöpft waren, spricht das — offenbar immer geschlossene — Presbyterium mitsamt der größeren Gemeindevertretung in einem Abschiedsbriefe vom 21. November dem abgesetzten Pfarrer unvermindertes Vertrauen und herzliche Segenswünsche aus. Am selben Tage wählt die größere Gemeindevertretung Traub zum Presbyter. — Die Zeugnisse des Gemeindeempfindens und Gemeindewillens in diesen Dokumenten sind ergreifend. Sie werden das Urteil des künftigen Historikers über diese Vorgänge wesentlich bestimmen und auch auf eine kommende Reform der Kirchenverfassung ihren Einfluß üben. Ein Eingreifen des Königs würden wir nur mit sehr gemischten Empfindungen erlebt haben. Möchte es nun der Versuche, auf dem Wege des Rechts Traub und seiner Gemeinde Genugtuung zu schaffen, auch wirklich genug sein. Traub bedarf deren nicht. Seine Rechtfertigung liegt in dem, was wir für die Zukunft von ihm hoffen. Und der Satz „Recht ist Macht, Macht schafft das Recht“ entspricht doch nun einmal unserm Rechtszustande. —

Eine wunderliche Geschichte! Haben wir mit Nr. 45 unsers Blattes eine Beilage der Firma Ehrhardt Karras in Halle ausgehen lassen, ohne daß die Redaktion von ihrem Inhalt Kenntnis genommen hat. Nun werden wir darauf aufmerksam, daß die dort empfohlenen zwei Bände „Ewiges und Alltägliches“ die in vierter Ausgabe angeboten werden, als ein Werk von Otto Nasemann bezeichnet sind. Ein Freund schreibt uns dazu: „Der ausgezeichnete Hallische Gelehrte und Pädagoge Nasemann, der heute gleich der Verfasserin nicht mehr unter den Lebenden weilt, würde wohl nicht wenig überrascht gewesen sein, sich selber zum Autor eines Werkes gemacht zu sehen, dessen Erscheinen er vor etwa fünfunddreißig Jahren freundschaftlich in die Wege geleitet hat, aber nur als Vermittler zwischen dem Publikum und der Verfasserin. Damals, als der Gedanke an schriftstellernde Frauen nicht selten noch mit einem gewissen Beigeschmack von Ironie ausgesprochen wurde, mochte diese wohl Ursache haben, mit der Bekanntgabe ihres Namens zurückzuhalten. Heute ist es eine Ehrenpflicht gerade gegenüber dem Teile unserer Frauen, die an der geistigen Berufsarbeit der Männerwelt ernstlich teilnehmen wollen und können, dafür zu sorgen, daß der Name von **Charlotte Duncker** — der Gattin des bekannten Historikers — vor dem Vergessenwerden bewahrt bleibe. Denn sie war eine der ersten ihres Geschlechts, die gerade in dieser Richtung den Zielen der heutigen Frauenbewegung vorgearbeitet haben,

und in ihrer zugleich freien und vornehmen Geistes- und Herzensbildung würde sie auch heute, wenn sie noch lebte, ein Vorbild für alle ihr Gleichstrebenden sein.“ Im Jahrgang 1890 Nr. 35 hat Erich Foerster der Frau ein Denkmal gesetzt. Es ist sehr erfreulich, daß die zwei Bände nun wieder neu zu haben sind — für 6 Mark; sie seien Lesern wie Leserinnen warm empfohlen.

— Viele Weihnachtsempfehlungen harren des Drucks in nächster Nummer! R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 10. Dezember 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW Georgenstraße 30/31: Führt die Erforschung der religiösen Seelen zur tieferen Erfassung der Religion? Pfarrer Lic. Jüngst.

Halle a. S. Freitag 29. November 8 1/4 Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kleine Klausstr.: Welchen Sinn hat für uns das Schlagwort: Entwicklung der Religion? Pfarrer Lic. Hollmann-Nicolassee.

Leipzig. Montag 9. Dezember in Brückners Restaurant Colonnodenstraße 13, 1. Stockwerk: Romantische Religion. Oberlehrer Hickmann.

Lüttringhausen. Montag 2. Dezember 6 1/4 Uhr Düringer Hof: Der neue Gott nach Weinels Biblischer Theologie. Pfarrer Heim-Lennep.

Nordhausen. Freitag 29. November 8 Uhr in der Hoffnung: Die Problem des Leidens und des Bösen. Professor Weinel.

Wernigerode. Donnerstag 5. Dezember 8 Uhr Hotel Weißer Hirsch: Skizze einer religiösen Weltanschauung. Professor Dr. Schwartzkopff.

Freunde evangelischer Freiheit Mittelrheingruppe. Coblenz. Donnerstag 5. Dezember 8 Uhr abends in der Aula des Realgymnasiums (Kaiser Wilhelm Ring): Oeffentlicher Vortrag von Pfarrer Jatho über Leid und Glück. Eintritt für Mitglieder und deren Angehörige Mk. 0.50, reservierter Platz Mk. 1.—. Für Nichtmitglieder Mk. 1.25, bezw. Mk. 2.50. Vorbestellung von Eintrittskarten ratsam (Prof. Branchart Coblenz, Josefstraße 12 III).

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 45. Hamburg — Traub (Schluß) — Verschiedenes: Arbeitgeber und Pfarrer; Deutscher Evangelischer Volksbund; Die Quelle alles Uebels; Unsere „christliche“ Presse; Seltsame Stilübungen; Mörder Alkohol; Frauenhilfe fürs Ausland — Personalien

Inneres Leben

Predigten im Ulmer Münster
gehalten von
Stadtpfarrer
Dr. R. Pfleiderer
Erschienen im Verlag von
Dr. Karl Höhn Ulm a. D.
gebunden Mk. 3.—
gehaftet Mk. 2.25

Persönliche Zeugnisse aus dem Leben und fürs Leben; im besten Sinne modern.

Zu kaufen gesucht:
Realenzyklopaedie für protestantische Theologie und Kirche. 3. Aufl. v. Hauck. 22 Bde. Angebote erbittet
W. Weber
Buchhandlungs-Antiquariat
Berlin W 8 Charlottenstr. 48

Cand. theol. oder **Stud. theol.**, der noch vor dem Examen steht, wird in ein Thüringer Pfarrhaus gesucht als Helfer des Pfarrers für kürzere oder längere Zeit. Näheres durch Prof. **Rade**, Marburg.

Jüngere Damen, die sich des **Sprachstudiums** halber einige Zeit in England aufzuhalten wünschen, finden Aufnahme in einer Quäkerfamilie Südenglands.

Nähere Auskunft erteilt **Moriz Hofmann**, Pfarrer, **Davos Dorf**, Concordia.

Billige Papiere

500	Bogen Conzeptpapier	2.—M.
500	„ Canzleipapier, hlzfr.	3.— „
500	Stück Dienstcouverts	1.50 „
500	Bogen Billetpapier „Rose“	1.25 „
500	Stck. Billetcouverts, blau gef.	1.50 „
100	„ Correspondenzkarten . .	35 „

J. Lissner, Breslau
Nikolaistr. Nr. 234

Venedig Christl. Hospiz. Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Tüchtiger Leiter

für ein Gemeindehelfer- und Jugendpfleger-Seminar baldigst gesucht. In Betracht käme junger, praktisch veranlagter Theologe oder Philologe oder emeritierter aber noch rüstiger, arbeitsfreudiger Pfarrer oder Oberlehrer. Neben Gehalt freie Kost, Wohnung (5 Zimmer und Mansarde), Licht, Heizung. Bei Verheirateten Uebernahme des Haushalts erwünscht. Höhere Schulen am Ort.

Anerbieten unter **K. S.** an die Geschäftsstelle dieses Blattes.

Ueber monistische Ethik

Eine Abwehr

Vortrag vor der Friedrichrodaer evangelischen Gemeinde gehalten am 22. März 1912

von

G. Fraedrich

56 Seiten. Preis 80 Pfg. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder nach Einsendung von 90 Pfg. direkt vom

Verlag der Christlichen Welt, Marburg a. d. Lahn

Soeben sind erschienen:

Greßmann, Prof. Dr. **Hugo: Mose und seine Zeit. Ein Kommentar zu den Mose-Sagen.** Mit einer Doppelkarte von Palästina und der Sinai-Halbinsel. VIII, 488 Seiten gr. 8°. Geh. 12 Mk., geb. 13 Mk.

Ein 12 seitiger Prospekt mit einem Vorwort des Verfassers, das im Buche selbst nicht aufgenommen ist, kostenfrei durch jede gute Buchhandlung oder vom Verlage.

Böhlig, Oberlehrer Lic. **H.: Die Geisteskultur von Tarsos** im augusteischen Zeitalter mit Berücksichtigung der paulinischen Schriften. Mit 8 Abbildungen. 1913. 6 Mk.

Von Prof. D. Dr. **R. Otto** zum 3. Male hrsg.:

Schleiermacher: Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. **Mit einer Einleitung, einer Beigabe von de Wette und einem Sachregister.** 1913. Kart. 1,80 Mk.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Evangelisch-Soziale Frauenkurse in Berlin

zur Ausbildung von Gemeindehelferinnen

in Angliederung an die soziale Frauenschule von Dr. Alice Salomon. Einführung in den praktischen Betrieb der Gemeindearbeit, in kirchliche Jugend- und Armenpflege, Büroarbeit im Gemeindedienst. Vorträge und Aussprache über religiös-soziale Probleme. Beginn Oktober 1912.

Prospekte und Auskunft durch die Geschäftsstelle:

Frl. Rodenacker, Charlottenburg, Marchstr. 4/5.

In unserm Verlage erschien:

Quousque tandem!

Kritische Bemerkungen zum Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten

von

Geh. Sanitätsrat Dr. **Brennecke** in Magdeburg

Sonderausgabe der Artikel in Nr. 41, 42, 43 der Christlichen Welt

50 Pfg.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Voreinsendung von 55 Pfg. vom

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H.

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 413 140 790 M. Vermögensbestand 153 133 000 M.

Ueberschuß im Geschäftsjahre 1911: rund 4 700 000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Bitte

Angeregt durch den Wunsch Vieler, soll der Versuch gemacht werden, Briefe des verstorbenen Geheimrat Prof. D. von Frank zu Erlangen, herauszugeben. Darum werden Freunde und Schüler, welche Besitzer von Frankschen Briefen sind, hiermit freundlichst gebeten, diese in Abschrift, oder im Original, in welchem Falle baldigste Rückgabe erfolgen wird, gütigst der Unterzeichneten anvertrauen zu wollen. Was die Eigentümer der Briefe bei der Herausgabe nicht veröffentlicht sehen möchten, wolle bei der Einsendung kenntlich gemacht werden. Für jede Zusendung herzlich dankbar

Erlangen, Goethestraße 18. Frl. Ch. Schmid.

Viele werden sich mit mir der Absicht von Fräulein Schmid freuen. Ich unterstütze daher ihre Bitte gern.

Leipzig. Geh. Kirchenrat Prof. D. Ihmels.

Evangelisch-Sozial
Verlag Arthur Glaue
Charlottenburg

Heft 11. Georg Liebster: Kinder eines Vaters. — Helene Glaue: Das weibliche Dienstjahr. — Karl Schröder: Die sozialdemokratische Jugendarbeit und der Staat. — Sächsisch Evangelisch-soziale Vereinigung: Herbsttagung in Leipzig. — W. Schneemelcher: Religionsanträge zum sozialdemokratischen Parteitag. — Der Kampf gegen Religion und Kirche. — Gerhard Bemmann: Religiöse Anzeichen im Sozialismus. — Soziale Streiflichter. — Nachrichten.

„Frohe, heil'ge Weihnachtszeit, Frühlingszeit im Reich der Gnade" —

so klingt es nun bald wieder überall von Alten und Jungen, die sich des Kindleins freuen, das in Bethlehems Krippe lag. Und was wir singen, soll selige Wahrheit werden: wer in dem eingeborenen Sohn, uns als Quelle des Lebens und der Freude geschenkt, mit anbetender Dankbarkeit die Liebe des Vaters verstehen lernt, dem ist zu Mut, als wollte es mitten im Winter Frühling werden.

Von diesem Frühlingsnahen heiliger Liebe möchte auch unsere Gemeinde der Kranken, Kleinen und Heimatlosen an Weihnachten wieder etwas spüren. Voll fröhlicher Zuversicht wenden wir uns darum an alte und neue Freunde von Bethel, Sarepta und Nazareth und bitten im Namen unserer mehr als 3500 Pflegebefohlenen aller Art herzlich, uns auch in diesem Jahre wieder unsere Tische decken und in dunkle Herzen Sonnenschein bringen zu helfen. Wir sind dankbar, ob man nun für uns näht, strickt, sammelt, einkauft, oder uns statt dessen das Geld schickt, um das Nötige besorgen zu können. Jede Gabe, ob klein oder groß, besonders auch Kleider, Wäsche, Strümpfe, und Spielsachen aller Art, nehmen wir mit herzlicher Dankbarkeit entgegen. Je früher, desto lieber!

Bethel bei Bielefeld, Weihnachten 1912 F. v. Bodelschwingh, Pastor

Verlag von J. C. B. MOHR (Paul Siebeck) in Tübingen

Literatur über Staat und Kirche

Die Trennung von Staat und Kirche in Frankreich und der französische Protestantismus
Von
W. Lüttge
1912. Mk. 4.80

Bonaparte und die protestantischen Kirchen Frankreichs
Von
P. E. Lucius
1903. Mk. —.90
(Sammlung gemeinverständl. Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte Nr. 32)

Das französische Gesetz vom 9. Dezember 1905 über die Trennung der Kirchen vom Staate
Mit den dazu gehörigen Ausführungsverordnungen. Originaltext
(Aus Deutscher Zeitschrift für Kirchenrecht)
1906. Mk. 1.—

Weitere französische Gesetze betreffend die Trennung der Kirche vom Staate
(Aus Deutscher Zeitschrift für Kirchenrecht)
1909. Mk. —.80

Kirche im Urchristentum
Mit Durchblicken auf die Gegenwart
Von
O. Scheel
1912. Mk. —.50, geb. Mk. — 80
(Religionsgesch. Volksb. IV. Reihe. 20. Heft)

Die Stellung des Urchristentums zum Staat
Von
H. Weinel
(Antrittsrede, gehalten am 1. Juni 1907)
1907. Mk. 1.50

W. Köhler
Die Entstehung des Problems Staat und Kirche
Eine dogmenhistorische Studie z. Verständnis der modernen Theologie
1903. Mk. —.80

Katholizismus und moderner Staat
(Sammlung gemeinverständl. Vorträge Nr. 53)
1908. Mk. 1.—

Die evangelischen Kirchen und der Staat
Leit-, Zeit- und Streitsätze
Von
Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten
1905. Mk. —.50
(Hefte zur Christlichen Welt Nr. 52)

Staatskirche, Freikirche, Volkskirche
Von
Friedrich Manz
1912. cca. Mk. 1.—

Die Trennung von Staat und Kirche
der staatliche Religionsunterricht und die theologischen Fakultäten
Von
Ernst Troeltsch
1907. Mk. 1.60

E. Foerster
Die Entstehung der preussischen Landeskirche
unter der Regierung König Friedrich Wilhelms III. n. d. Quellen erzählt
2 Bände 1905 und 1907 brosch. Mk. 18.—
In 2 Bände gebunden . . . . Mk. 21.—

Entwurf eines Gesetzes betreffend die Religionsfreiheit im preussischen Staate
Mit Einleitung und Begründung
1911. Mk. 1.50

Staat und katholische Kirche in der Markgrafschaft Baden zur Zeit Karl Friedrichs
Von
W. Windelband
1912. Mk. 5.—

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu vier Beilagen: je ein literarischer Prospekt von den Verlagsbuchhandlungen C H Beck (Oskar Beck) in München (Geschenkwerke Weihnachten 1912); Heinrich Kerler in Ulm (Neue Bücher von Rittelmeyer, Geyer und Olschewsky); Quelle und Meyer in Leipzig (Philosophische und psychologische Neuerscheinungen; ein gemeinsamer Prospekt der fünf Verlagsbuchhandlungen Otto Rippel-Hagen, J F Steinkopf-Stuttgart, Gustav Schloeßmann-Hamburg, K Thienemann-Stuttgart, Martin Warneck-Berlin (Bücher für das deutsch-evangelische Haus); außerdem liegt der Postauflage dieser Nummer erst diesmal der Prospekt der Verlagsbuchhandlung M Heinsius Nachfolger in Leipzig (Carl Bonhoff Der Tod und die Tödin u. A.) bei